

Stefan Jäger

Stadt der Türme

Leseprobe

Zu diesem Buch:

Kein anderer Ort im alten Niederhessen hat eine so reiche mittelalterliche Vergangenheit wie Fritzlar. Zuerst sind die Missionare in den Ort oberhalb der Eder gekommen, dann waren es Könige und Kaiser. Und schließlich waren es Bischöfe und Erzbischöfe, die das Geschick 'Frideslars' für Jahrhunderte bestimmten. Von ihnen allen ist in diesem Buch die Rede, aber auch von den 'kleinen Leuten', die zwar keine Geschichte machen, ohne die aber kein Ort existieren kann.

Über den Autor:

Stefan Jäger, geb. 1970 inmitten des alten Chattenlandes, hat im Piper-Verlag die historischen Romane 'Der Silberkessel' und 'Das Gold des Nordens' veröffentlicht. Mehrere Theaterstücke liegen bei verschiedenen Verlagen vor. Zuletzt erschienen die historische Kurzgeschichtensammlung 'Von Hessen und Chatten' und der historische Krimi 'Mord in Mattium'.

Geschichte und Geschichten, Theaterstücke und Rätseleien, Bücher und Brettspiele, Stadtführungen und Physiotherapie - das sind die Dinge, mit denen er sich gern beschäftigt.

Stefan Jäger

Stadt der Türme
Historische Kurzgeschichten aus Fritzlar.



www.jaeger-stefan.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

1. Auflage, Mai 2024
© 2024 Stefan Jäger – alle Rechte vorbehalten.

Herstellung und Verlag
BoD - Books on Demand, Norderstedt

Titelfoto: Ulf Maurer und Moritz Mucker
Gesetzt in der Palatino.

www.jaeger-stefan.de
info@jaeger-stefan.de

ISBN 978-3-759-70396-5

Dieser Titel ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

Baumarbeiten (723)	7
Wunderdinge (um 735)	27
Hie Franke! – Hie Sachse! (919)	50
Die Regel oder die Straße (um 1005)	76
Mainz oder deins? (1066)	103
Der kranke König (1066)	125
Steinarbeiten (um 1100)	129
Mauergeschichten (1232)	153
Schreibarbeiten (1355)	183
Turris magna (um 1410)	231
Stadt der Türme (1427)	263
Trygophorus (1525)	285
Wechseljahre (1529)	294
Morgenspaziergang (1574)	317
Die Ratte im Stroh (1603)	347
Der Chorherr und der Nachtwächter (1603)	363
Teufelskind (1629)	414
Nachbemerkungen	437

Urbs turrata wurde Fritzlar im ausgehenden Mittelalter genannt, Stadt der Türme. Kein anderer Ort innerhalb der Landgrafschaft Hessen war so stark befestigt.

Baumarbeiten (723)

Gerade die Eiche hatte sie immer am liebsten gemocht. Das hatte gar nichts damit zu tun, dass der mächtige Baum geschmückt war wie ihre große Schwester Nertha zum Mittsommerfest. Und es lag auch nicht daran, dass es so viele Geschichten über die Eiche gab, die in jedem Winter aufs Neue erzählt wurden.

Sie mochte den Baum, weil er das war, was er war: ein wunderschöner und uralter Baum mit einer gleichmäßigen, weit ausladenden Krone. Er war so herrlich knorrig und flößte ihr ein seltsames Vertrauen ein – vielleicht weil er sie irgendwie an den Großvater erinnerte, der zwei Winter vorher gestorben war. Auch der war schief und krumm, aber zugleich standhaft und würdevoll gewesen.

Der Baum war auch größer als alle anderen Bäume, die um ihn herumstanden, und er war älter, viel, viel älter.

Das behauptete jedenfalls Libes, der Göttermann, den sie schon immer gefürchtet hatte. Libes sprach nämlich mit den Göttern, so wie sie mit ihrer Freundin Frieda sprach, und die Götter sprachen mit Libes.

Doch jetzt war dieser andere Mann gekommen, der von sich ebenfalls behauptete, mit den Göttern zu sprechen – oder nur mit einem einzigen, ganz bestimmten, wenn sie das alles richtig verstanden hatte. Und dieser Mann hatte angekündigt, ihre schöne alte Eiche mit einer Axt umzuhauen.

Sie hätte schreien können!

Warum nur ließen die Männer aus dem Dorf so einen gewähren?

Eigentlich hätte sie die Ulme viel lieber mögen sollen, denn deren Namen hatte sie in ihrem eigenen: Embla – so

wie die Esche im Namen ihres Bruders steckte: Ask.* Die Ulme *war* ein schöner Baum, großgewachsen und widerstandsfähig. Embla war stolz darauf, wie bald nach dem Winter sie schon blühte, früher als alle anderen Bäume, und darauf, wie hilfreich ein Tee aus Ulmenrinde sein konnte, wenn die Großmutter es wieder einmal mit dem Magen hatte.

Doch die großen Eichen mit ihren schön geformten Kronen mochte sie einfach lieber und diese hier ganz besonders. Darin war sie so ganz anders als Ask, der den harten, kalten Baum nicht mochte und sogar ein wenig fürchtete. Lieber gab er mit seiner Esche an: *Er* heiße nämlich so wie der Weltenbaum. Das sagte er sehr oft.

«Ach, du heißt Yggdrasil?», fragte sie dann jedes Mal belustigt, denn *das* war der Name der Weltesche. Er antwortete dann jedes Mal entrüstet: «Nein, natürlich nicht! Ich heiße Ask, du dummes Huhn.»

Die Esche kümmerte Embla aber kaum. Sie stellte sich viel lieber vor, wie es wäre, wenn der riesige Eichenbaum gleich neben ihrem kleinen Haus stünde und seine knorrigen Äste schützend darüber ausbreitete. Dann hätte sie zu dem Baum sprechen können, wann immer ihr danach war, und die sieben Schweine ihrer Familie hätten seine Früchte zu fressen bekommen, was den Schinken so viel besser machte – da waren sich alle einig, sogar ihre Schwester, die nur zu gern eine andere Meinung vertrat als alle anderen.

In schlechten Zeiten hätten sie die Eicheln – zerstoßen, gekocht und eingeweicht – leicht selbst essen können. Das war immerhin besser als Wurzelwerk und Würmersud.

Aber leider stand die Eiche nicht in ihrem Dorf, sondern inmitten eines Haines von anderen Bäumen, eines *heiligen* Haines gar.

Dorthin kamen die Männer und Frauen aus der ganzen Umgebung, sobald sie ein Anliegen an Donar hatten, den

* Im Gegensatz zu dem Namen *Ask* = Esche ist die Deutung vom *Embla* als Ulme in der Forschung umstritten.

starken und ehrlichen Gott der Ackerleute, die sie doch alle waren. Denn Donar war die prächtige Eiche geweiht.*

Immer, wenn Embla in dem Hain war, empfand sie Ehrfurcht, denn dann fühlte sie, dass dieser Ort etwas Besonderes war. In Worte konnte man das aber nicht kleiden, man spürte es eben.

An diesem Tag hatten sich im Schatten der großen Eiche so viele Menschen versammelt, dass es kaum zu glauben war. Nie zuvor hatte Embla so viele Männer und Frauen auf einmal gesehen. Nicht nur aus Gaesmere, sondern von allen umliegenden Hügeln waren sie gekommen, um zu sehen, wie *der Fremde* Hand an die heilige Eiche legen würde.

Libes, der mit den Göttern sprach, hätte es gern gesehen, wenn um die Eiche herum, am besten aber um den ganzen Hain, ein Flechtzaun gezogen worden wäre, damit die Wildschweine sich nicht länger die Früchte des uralten, heiligen Baumes holten.

Aber bei den Ältesten von Gaesmere, der nächsten Ansiedlung, war er damit nicht durchgedrungen: Nie hatten sie sich dazu entschließen können, den Baum einzuhegen. Er gehöre nicht nur den Menschen, sondern allen Lebewesen, sagten sie. Und darum war der Eichenhain frei zugänglich geblieben.

Embla hatte die Entscheidung der Ältesten sehr begrüßt.

Schon die Altvorderen hatten um den großen Baum des Donar herum einen Kranz von Bäumen gefällt. In dieser schmalen Rodung standen nun der Fremde und seine Soldaten, die er aus der großen Frankenfestung von jenseits des Flusses mitgebracht hatte. Ihnen gegenüber hatte Libes Stellung bezogen, die Augen zusammengekniffen, die Faust um seinen knorrigen Stab geballt.

Die Festung, behaupteten die Franken ständig, biete den Bewohnern der umliegenden Siedlungen Schutz vor den Sachsen, deren Land nur einige Wegstunden weiter nach

* Mitteleuropäisch = Donar, nordeuropäisch = Thor.

Norden lag. In Wahrheit hatte es aber selten Schwierigkeiten mit ihnen gegeben.

Der fremde Gottesmann war sehr groß gewachsen, bärtig und bereits ergraut. Er trug einen langen, dunklen Überwurf, der an ein Frauenkleid erinnerte. Es hieß, darunter würde er keine Hose tragen. Viele Dorfbewohner nahmen ihn allein darum nicht ernst.

Durchaus ernstzunehmen hatte man hingegen das Werkzeug, das er in seinen Händen hielt, nämlich eine langstielige Axt mit einem breiten, scharfen Blatt.

Die etwa drei Dutzend Frankensoldaten trugen im Unterschied dazu lange Spieße bei sich, und manchem hing sogar ein Schwert vom Gürtel herab.

Auch einige der Dörfler hatten Spieße dabei, und das machte Embla Angst. Sie standen ebenfalls um die Eiche herum, die Männer vorn, die Frauen meist hinten. Weil es so viele waren, standen sie außerdem unter den anderen Bäumen des Haines.

Jetzt hob der Fremde die Hand und begann zu sprechen. Embla konnte ihn bestens sehen und seine tiefe und geübte Stimme gut hören, denn sie stand auf einem rundgewaschenen Findling, von denen noch weitere im Hain herumlagen.

Vorab hatte es geheißt, der Fremde hätte ihnen einiges zu erzählen, und da hatten sie alle geschmunzelt oder das Gesicht verzogen. Sie wussten zur Genüge, was er ihnen erzählen wollte.

Ein Mann aus der Frankenfestung übersetzte seine Rede für die Einheimischen, denn die Sprache des Fremden war ihnen allen unverständlich. Zwischendurch machte der Franke kleine Pausen, in denen dann wieder der Fremde sprach, dessen Art zu reden durchaus unterhaltsam klang.

Nur leider war eben nicht das Geringste davon zu verstehen.

Embla wusste schon längst, dass die Franken eine Sprache benutzten, die nur die wenigsten Einheimischen be-

herrschten. Dabei war der große Fremde angeblich nicht einmal ein Franke, sondern von viel weiter hergekommen.

«Ihr Männer und Frauen von den Hassi ...», übersetzte der Franke und wartete dann auf die weiteren Worte des anderen. Der Franke konnte die hiesige Sprache recht gut. Alle wussten, dass er zwar innerhalb der Festung lebte, aber mit einer Frau aus Gaesmere den Lebensbund geschlossen hatte. Er wurde immer dann herbeigeholt, wenn es etwas zu übersetzen gab. «An diesem Tag ... werdet ihr alle dabei sein ähm, Zeuge sein ... wie Gott ... *der eine Gott* ... wie er eine, ähm, eine große Tat wirken wird ... durch die Hand von mir ... dessen Name ist *Bonifatius*.»

Den Namen des Fremden kannte Embla bereits seit dem vergangenen Winter, als Bonifatius in der Gegend aufgetaucht war und begonnen hatte, die Menschen in den Dörfern aufzusuchen. Dabei hatte er jedes Mal von seinem Glauben gesprochen, der ein völlig anderer als der uralte Glaube der Dorfbewohner war. Er handelte von einem einzigen, mächtigen Gott, seinem gütigen Sohn und dessen liebenswerter Mutter.

Sein eigener Vater, behauptete Bonifatius wieder und wieder, habe ihn nunmehr beauftragt, den ungläubigen Völkern des Nordens das Geheimnis des Glaubens bekannt zu machen.

Embla war an Geheimnissen immer interessiert, wählte sich aber keineswegs im Norden. Der Norden war weit weg, Zwerge und Riesen lebten dort und die Sachsen.

Emblas Eltern hatten von Bonifatius von Anfang an nichts wissen wollen. Sie ärgerten sich vielmehr, weil dieser sie ‚Heidenvolk‘ nannte, was immer das sein mochte ... Manche nannte er *halbe* Heiden, und das waren die, die bereits die Wassertaufe über sich hatten ergehen lassen, aber trotzdem so weiterlebten wie zuvor, anstatt dem neuen Glauben zu folgen. Dabei fand Embla diesen fremden Glauben gar nicht so unfreundlich, nach allem, was sie gehört hatte. Von Erlösung, Mitleid und Liebe war oft die Rede.

Das gefiel ihr. Und außer den Kreuzmännern sollte es sogar Kreuzfrauen geben, was noch verlockender in ihren Ohren klang als alles andere.

Heimlich hatte sie sich schon mehrmals die Worte des Frage- und Antwortspieles vorgesagt, die zu der Wassertaufe gehörten, und sah sich schon dabei, wie sie selbst Taufen vollzog:

Widersagst du dem Teufel? – Ich widersage dem Teufel.

Und allen Teufelswerken? – Ich widersage allen Teufelswerken.

Widersagst du allen Werken und Worten des Donar und des Wodan und von allen anderen Unholden? – Ich widersage allen diesen Werken und Worten.

Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater? – Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Glaubst du an Christ, den Sohn Gottes? – Ich glaube an Christ, den Sohn Gottes.

Und glaubst Du an den Heiligen Geist? – Ich glaube an den Heiligen Geist.

Was ein Teufel und ein Heiliger Geist waren, konnte sie nicht so recht sagen, aber es schien doch viel Kraft in diesen Worten zu liegen. Manchmal, vor allem, wenn Bonifatius vom Gottessohn und seiner Mutter erzählte, dann spürte sie etwas in ihrem Inneren, etwas Warmes. Sie ahnte, dass es ein regelrechtes Glühen sein musste, das in Bonifatius selbst lebte.

Einige Dorfbewohner hatte Bonifatius bereits zu seinem Glauben an den einen Gott bekehrt. Die meisten fanden seine vielen eifrigen Versuche dagegen sehr lästig und waren froh, wenn er wieder gegangen war.

Wieder andere standen der Sache vielleicht nicht ganz so ablehnend gegenüber, hatten aber einfach keine Lust, ganz und gar in kaltes Wasser getaucht zu werden – eine unangenehme Sache, die unweigerlich mit dieser ganzen Geschichte einherging.

Im Sommer war sie vielleicht noch zu ertragen, aber bestimmt nicht im Winter.

Viele machten es so wie Emblas Eltern: Im Angesicht von Bonifatius nickten sie stets freundlich, aber hinter seinem Rücken verdrehten sie die Augen: Wie konnte ein Mensch nur so viel Unsinn am Stück erzählen!

Beinah, sagten sie, sei er so schlimm wie die *anderen* Kreuzmänner, die sich lange *vor* Bonifatius in der Gegend herumgetrieben und das Gleiche wie er versucht hatten. Der Unterschied sei aber gewesen, dass diese Kreuzmänner nur davon redeten, was ihr Gott alles nicht erlaubte, während Bonifatius immerhin betonte, wie groß die Liebe dieses Gottes doch sei.

Die anderen Kreuzmänner waren umherwandernde Männer gewesen, die in der Frankenfestung ein ganz erstaunliches Steingebäude errichtet hatten, das einzig der Anbetung ihres Gottes diene. Darin hing eine große Glocke aus Eisen, die unglaublich laute, aber auch beeindruckende, wunderschöne Töne von sich gab.

Bonifatius hatte einmal erzählt, weit im Süden gäbe es einen riesigen Ort, in dem man beinah Kopfschmerzen von all dem Glockenläuten bekommen konnte, das dort zu hören war. Dabei hatte er gelacht.

Emblas Vater behauptete, im Allgemeinen könnten die Kreuzmänner, ganz gleich welche, schöne Lieder singen und verstünden sich ausnehmend gut auf die Pflege von Kranken und Siechen: Das müsse er schon zugeben, und wenn er selbst einmal krank danieder läge, dann sei es ihm durchaus recht, wenn ein Kreuzmann zu ihm käme und sich um ihn kümmere. Darüber hinaus allerdings könnten sie ihm gestohlen bleiben, denn es sei nicht zu verstehen, dass ein einziger Gott für alles und jeden verantwortlich sein sollte. Erstens sei das selbst für einen so mächtigen Gott einfach zu viel, und zweitens: Wenn er wirklich so viel Macht habe, dann würde er sich bestimmt nicht mehr um all die vielen Anliegen scheren, die man mit kleinen Opfern an ihn richtete, sondern er würde nach Größerem streben.

Und dann habe man sein Opfer ganz vergeblich dargebracht.

Die älteren Dorfbewohner erzählten über Bonifatius, dass er ganz im Gegensatz zu den vorherigen Kreuzmännern, die ihren Glauben und ihre Kreuze wie eine scharfe Waffe benutzt und geradezu Gift und Galle gespuckt hatten, mit seinem Gerede eher harmlos erscheine, vor allem auch, was sein Äußeres angehe.

Zumindest hatten sie bis zu diesem Tag so geurteilt.

Dennoch hatten die älteren Kreuzmänner schon vor Zeiten, trotz aller Regeln und Verbote, die sie eifrig aufgestellt hatten, den ein oder anderen Dorfbewohner zu ihrem neuen Glauben bekehrt oder zumindest in ihrem alten schwankend gemacht, so dass dieser kein Fleisch mehr von geopfertem Pferd aß oder an jedem siebten Tag innerhalb eines Mondes die Arbeit ruhen ließ.

Der alte Catumer behauptete sogar steif und fest, dass ihm seit der Wassertaufe weitaus mehr glücke als zuvor, was ein Beweis für die Kraft des neuen Gottes und seines Sohnes sei. Ein Beispiel konnte er dafür aber nicht angeben. Catumers Bruder behauptete hingegen, dass ihm, der ebenfalls getauft war, weitaus weniger gelang, weshalb es mit seinem Glauben an den einen Gott auch nicht besonders weit her war.

Emblas Vater klagte darüber, dass es heutigen Tages viele Menschen gebe, welche die alten Gewohnheiten ablegten wie ein abgetragenes Kleidungsstück und die neuen Regeln geradezu aufsogen wie ein trockener Heuballen die Feuchtigkeit des Herbstmondes. Vor allem die jungen Leute handelten so und ließen es an der gebotenen Ehrerbietigkeit fehlen.

Nach all dem Gerede standen nun viele hier, die sich einzig vom Ergebnis dieses Tages leiten lassen würden.

Und darum war auch Embla gespannt wie eine Bogensehne.

Wunderdinge (um 735)

«Paulus! – Paulus, hörst du mich nicht?»

Er schreckte auf. Über der Nasenwurzel des Novizenmeisters stand eine deutliche Falte. Sie verhieß Ärger, und der betraf ihn nicht zum ersten Mal. Dabei lag es gar nicht daran, dass Paulus sich nicht anstrengen wollte, aufmerksam zu sein. Vielmehr hatte er immer noch Mühe, die Verbindung zwischen diesem Namen und ihm selbst herzustellen.

«Entschuldigung, Meister Witta.»

«Um Buße für Deine wiederholte Unaufmerksamkeit zu tun, wirst du an diesem Tag außerhalb des Unterrichts schweigen.»

«Ja, Magister.»

Es gab Schlimmeres, als einen halben Tag nicht zu sprechen. Er musste nur aufpassen, dass es ihm kein zweites Mal passierte. Das würde die Strafe unverhältnismäßig verschärfen.

«Vielleicht», fuhr Witta mit spöttischer Stimme fort, «nutzest du diese Stunden aber, um über die Entscheidung nachzudenken, welche dir bevorsteht.»

«Ja, Magister.»

«Und nun, wenn es dir nichts ausmacht, sag uns bitte, was es bedeuten würde, wenn auf dem Buraberg ein Bischofssitz entstehen würde.»

«Äh, nun, äh ...»

«In verständlicher Sprache bitte. Es muss kein Latein sein. Und wenn es dir keine allzu große Mühe macht, dann würde ich dich bitten, für die Antwort aufzustehen.»

Alle lachten, am lautesten Geppa, der wie ein Ackergaul wieherte.

«*Silentium!*», rief der Novizenmeister, und die Gruppe verstummte umgehend. Es war schwer, Unbotmäßigkeit zu zeigen, wenn sich auf Wittas Stirn die Falte zeigte.

Paulus erhob sich mit zusammengebissenen Lippen. In seinem Bauch zog es unangenehm. «Wir ... hätten einen eigenen Bischofssitz ...»

«Wer wir? Wir Benediktiner hier in Frideslar?»

«Äh, nun ... nein. Also schon auch, aber vor allem die *Hessis* hätten dann ...» Unvermittelt sah er, wie ein Papyruskugelchen an der Robe des Lehrers abprallte. Das war sicher wieder Geppa gewesen, der von ihnen allen stets am wenigsten Ehrerbietung zeigte. Zum Glück hatte Witta es nicht bemerkt. «... hätten dann einen Bischofssitz.»

«Aha. Und auf lateinisch würde man das wie ausdrücken?»

«Uh. Pff ...»

«Das scheint mir alles andere als Latein zu sein, Paulus.»

«Oh ... ja. Also, *Hessis* ... ähm... habent ... suam sedem ...»

Er musste passen, was die Übersetzung des «Bischofssitzes» anging. Tatsächlich wusste er nicht einmal, wie man den «Bischof» richtig wiedergab. *Diaconus* war sicher nicht ausreichend. Sein Bauch fühlte sich inzwischen an, als habe er einen Fliegenschwarm verschluckt.

«Megingoz!», rief Witta. «Ein Bischof.»

In der ersten Reihe erhob sich ein junger Mann. Paulus sah nur seinen Hinterkopf, aber er wusste, wie hübsch er anzusehen war mit seinem ebenmäßigen Gesicht, der feinen Nase und dem honigblonden Haarkranz. Alle Lehrer und die meisten Schüler mochten oder bewunderten Meingott. «*Episcopus*, Magister Witta.»

Paulus verabscheute ihn. Hinter seiner freundlichen Miene hielt er ihn für einen Ehrgeizling, der nicht davor zurückscheute, die Fehltritte anderer zu seinen Gunsten zu nutzen.

Trotzdem sank Paulus nun erleichtert auf die Holzbank zurück.

Megingoz hieß eigentlich Meingott, aber die gewieften Lateiner am Ort bevorzugten eben ‹Megingoz› – auch um die Nicht- oder Halb-Lateiner zu düpieren.

Solche wie Paulus.

«Ganz richtig, mein Junge. – Paulus? Und bitte, bitte nicht mehr *hessis*, sondern ...»

Verflixt! Wie ein Frosch sprang er wieder auf. «Äh, hessi habent suam sedem ... *episco-*» Wenn der Bischof ein *episcopus* war, dann war ein Bischofssitz ein... Verdammt. «*Pagus episcopus?*»

«Der Ort eines Bischofs? Nun, nicht ganz dumm. In der Tat haben wir schon weitaus Dümmeres von dir gehört. – Megingoz!»

«*Episcopatus*, Magister.»

«*Episcopatus*, sehr gut, mein Sohn. Das wollen wir für den Augenblick gelten lassen. – Paulus, du sprichst aber, als wenn es den Bischofssitz bereits gäbe. Doch handelt es sich lediglich um ein Gedankenspiel unseres geliebten Oberhirten. Die Hessen *hätten* dann einen eigenen Bischofssitz, es ist nur eine Möglichkeit.»

«Ha-, habuissent?», stotterte Paulus.

«Dann hätten die armen Hessen es bereits hinter sich, was bedauerlich wäre, wenn auch nicht im Übermaß.»

«Haberent?» Schweiß war ihm auf die Stirn getreten.

Der Novizenmeister verdrehte die Augen. «In ganzen Sätzen, wenn ich bitten darf.»

«Hessis, äh, Hessi haberent ...»

«Dann! *Dann* hätten die Hessen!»

«Äh ... tum Hessi haberent suam sedem *episcopatus?*»

«Nun ja. Für den Anfang gar nicht so schlecht. Allerdings *bist du* kein Anfänger. Sondern bereits im zweiten Jahr deines Noviziats. Im zweiten! Du kannst Dich wieder setzen. – Megingoz! Bitte die richtige Form, und zwar auch betreffend des Bistums. Mitnichten heißt es dann nämlich *episcopatus*, sondern ... Und bitte, bitte tausche endlich dieses unsägliche, bäurische *Hessi* aus.»

Paulus plumpste frustriert auf die harte Bank zurück, während Meingott nach oben schoss.

«Hassis esset sedes episcopalis.»

«Ah, Hassis!», rief der Abt. «Vorzüglich, wie immer!»

Paulus spürte noch einmal, wie sehr er diesen hochgelobten Meingott doch hasste und den Novizenmeister dazu, auch wenn dies keine Gedanken waren, die einem Klosterschüler gut zu Gesicht standen. Immerhin war ihm die Rute erspart worden. Anscheinend hatte Witta einen seiner milderer Tage. Die waren selten.

Da die Stunde endlich vorüber war, wollte Paulus soeben den Raum verlassen, als Geppa ihm die Hand auf die Schulter legte. «Lernen wir nachher noch ein wenig Latein zusammen? Ich würde gern an deinen außergewöhnlichen Fähigkeiten teilhaben.»

«Äh, ich ... uh», machte Paulus. Siedendheiß war ihm eingefallen, dass er den restlichen Tag zu schweigen hatte. Er kannte Geppa aber gut genug, um zu wissen, dass dieser ihn mit voller Absicht herausgefordert hatte.

«Äh, ich, uh? Ist das wieder diese seltsame Sprache, die sie hier sprechen? Was macht deine Familie nochmal? Schweine züchten? Das erklärt einiges.» Wiehernd ging er davon, im Gefolge Hunfried und Stirme, die ihm stets auf den Fersen waren.

Am liebsten wäre Paulus ihm ins Kreuz gesprungen, konnte sich aber ausmalen, was das für eine Strafe nach sich ziehen würde. Nicht einmal mit Worten konnte er sich nun wehren, aber so war die Regel der Benediktiner. Man hatte zu beten und zu arbeiten, alles andere war zweitrangig. Vor allem von Gesprächen und Unterredungen hielten sie nicht viel – es sei denn, diese hätten die Gebete oder die Arbeit zum Inhalt.

Geppa, dieser Schweinehund, war groß darin, die Unmengen von Regeln, die diese Mönche kannten, zu unterlaufen, auf eine Weise allerdings, die nur selten Anstoß erregte. Geppa mit dem gemeinen Lächeln und den klebrigen

Nissen in seinen fettigen Haaren. Paulus achtete darauf, so wenig wie möglich neben ihm zu sitzen, keinesfalls wollte er sich die Läuse holen. Besser, man würde Geppa möglichst bald eine Tonsur verpassen. Vielleicht würde ihn das sogar lehren, die Regeln einzuhalten, all die Regeln, mit denen auch Paulus zu kämpfen hatte.

Und dabei musste jede Einzelne von ihnen streng befolgt werden.

Tue dies!

Beachte jenes!

Verhalte dich wie folgt!

Allein was das Schweigen als solches anging, so hatten die Benediktiner eine ganze Menge dazu zu sagen. Paulus dünkte das eigentlich wie ein Widerspruch, aber Besserwisserei wurde im Kloster überhaupt nicht gern gesehen.

Der Schweigsamkeit zuliebe soll man bisweilen auf gute Gespräche verzichten. Umso mehr müssen wir wegen der Bestrafung der Sünde von bösen Worten lassen.

Mag es sich also um noch so gute, heilige und aufbauende Gespräche handeln, vollkommenen Jüngern werde nur selten das Reden erlaubt wegen der Bedeutung der Schweigsamkeit.

Albernheiten aber, müßiges und zum Gelächter reizendes Geschwätz verbannen und verbieten wir für immer und überall. Wir gestatten nicht, dass der Jünger zu solchem Gerede den Mund öffne. Bei vielem Reden wirst du der Sünde nicht entgehen.

Denn Reden und Lehren kommen dem Meister zu, Schweigen und Hören dem Jünger.

Wenn sie aus dem Nachtgebet kommen, gebe es für keinen mehr die Erlaubnis, irgendetwas zu reden.

Findet sich einer, der diese Regel des Schweigens übertritt, werde er schwer bestraft.

Und immer so weiter. Es war hoffnungslos.

Wie gern Paulus sich an jene Zeit erinnerte, als er noch Ask geheißen und mit den Eltern und Schwestern zusammengelebt hatte. Was hatten sie da manchmal für einen Unsinn erzählt, wenn sie am Tisch beisammen saßen – zum

Gelächter reizendes Geschwätz eben. Ihre Mutter hatte oft verzweifelt den Kopf geschüttelt, sich aber doch daran erfreut und am Ende mit ihnen gelacht.

Diese Zeiten würden nicht wiederkehren. Er war im Kloster und die eine Schwester ... Nein, darüber wollte er nicht nachdenken; es würde diesen Tag nur noch weiter verdunkeln.

Besser, er suchte den Innenhof auf, denn wenn er dort seine Runden drehte, würde ihn das am ehesten davor bewahren, ein Gespräch zu beginnen. Auch kein Mitschüler würde es wagen, ihn dort anzusprechen, wenn er den Kopf gesenkt hielt und den Versunkenen gab, nicht einmal der redefreudige Geppa.

Hie Franke! – Hie Sachse!* (919)

Die hohen Herren sind kurz davor, einander an die Hälse zu gehen. Der Anführer der Sachsen hat seinen Becher halb erhoben, als wolle er ihn seinem Gegenüber an den Kopf rammen. Agnes weiß, dieser ist einer von den Franken. Die fränkischen Bärte sind meist ordentlich gestutzt, was ihnen ein weniger wildes Aussehen gibt als den vollbärtigen Sachsen.

«Das hat es noch nie gegeben», ruft der Franke. «Und das wird es auch nie geben, wenn Ihr mich fragt.»

Die Stimme des Sachsen klingt von oben herab, als spräche er zu einem Kind. «Niemand fragt Euch aber, Udo.»

Udo wendet sich an den Mann neben ihm, und Agnes weiß, dass dies der Herzog der Franken ist. Ihr eigener Herzog. «Herr Eberhard, kein aufrechter Franke will einen Sachsen auf dem Thron! Das Reich ist immer von einem Karolinger regiert worden, einem Mann aus der Familie von Karl dem Großen.»

«Als ob Konrad ein Karolinger gewesen wäre!», mischt sich der Sachse ein, weil der andere zu Udos Worten schweigt. Von dem Sprecher weiß Agnes, dass es sich bei ihm um Heinrich handelte, den Herzog aus Sachsen. Und der, den er mit Konrad bezeichnet hat, ist der letzte König gewesen, der vor einigen Monden verstorben ist. Das Reich ist jetzt ohne König.

Ich verstehe nicht, denkt sie, warum überhaupt wieder einer auf dem Thron sitzen muss – die einzelnen Herzogtümer können doch auch allein bestehen. Wir Franken können es bestimmt.

* Der Schlachtruf «Hie Welf! – Hie Waiblingen!» soll im Hochmittelalter im Kampf der Welfen gegen die Staufer erklingen sein. Der Titel der Geschichte ist daran angelehnt.

Die ganze Sache kümmert Agnes im Grunde wenig. Am liebsten hätte sie sich auf der Stelle umgedreht und den Saal wieder verlassen. Stattdessen hebt sie den schweren Krug ein wenig an, den sie in Händen trägt, und räuspert sich. Heinrich hält inne und wendet den Kopf. Dann macht er einen feinen Schwenk und hält ihr den Becher hin, als habe er nie etwas anderes beabsichtigt. Dabei lächelt er sie an.

Agnes fürchtet den bärbeißigen Sachsen ein wenig, aber in diesem Augenblick ist sie angenehm überrascht.

Der andere dagegen, Udo, spuckt aus, was zwei von den übrigen Sachsen dazu veranlasst, von der Tafel aufzuspringen, die Fäuste erhoben.

Ungerührt füllt sie erst Heinrichs Becher und geht dann von einem zum anderen. Die Männer schweigen und warten grimmig. Als sie zu dem Bischof kommt, macht sie einen Knicks, ehe sie einschenkt, doch dieser achtet ihrer gar nicht, sondern flüstert eindringlich mit seinem Nebemann, einem gutaussehenden Priester.

Der Franke Udo sieht sie wütend an, als er an der Reihe ist. Es scheint ihn zu ärgern, dass sein Wutanfall durch sie unterbrochen worden ist. Im letzten Augenblick zieht er seinen Becher zurück, weshalb sie einen Schluck Bier auf den Boden kippt. «Törichtes Weib!»

Einige der Männer lachen, nur Heinrich macht eine Bemerkung dazu. «Einen solchen Unsinn habt Ihr nicht nötig, Udo.»

Agnes staunt wieder. Dass ein Sachse ein liebenswürdiger Mann sein könne als ein Franke, hätte sie niemals gedacht.

Sie war mit Geschichten über die Sachsen aufgewachsen, in denen diese stets niederträchtige, wenn nicht teuflische Männer darstellten: Kleine Kinder wurden von ihnen vielleicht nicht aufgefressen, aber mindestens in die Leibeigenschaft entführt, in der sie für ihr restliches Leben schufteten mussten.

Ab und an sind einige Sachsen in der Pfalz erschienen, und nichts an diesen wilden, ungehobelten Männern hatte sie an den Geschichten zweifeln lassen, gar nichts.

Als sie ihre Runde beendet hat, verlässt sie den Saal mit dem nunmehr leeren Krug und sucht die Küche auf.

Die Küche ist ein langgestreckter, verräucherter Raum mit niedriger Decke und dunklen, fleckigen Wänden. Etliche Männer und ein paar Frauen sind im Fackelschein damit zugange, für die hohen Herren im Saal die nächste Mahlzeit zuzubereiten. Außer Essen und Reden – meist ist es nur Schreien – scheinen diese kaum jemals etwas anderes zu tun.

Was ein Leben!

Ihr Mann Caspar versucht seinerseits mit Geschrei, das Durcheinander in der Küche zu durchdringen. Sie weiß, wie unglaublich froh er sein wird, wenn die Franken und Sachsen endlich fort sind. Dabei erwecken die Männer nicht den Anschein, eine Einigung zu erzielen. Seit vielen Wochen verhandeln sie nun, aber keine der beiden Seiten, scheint auch nur einen Schritt gemacht zu haben.

Inzwischen sind die Vorräte von Pfalz und Kloster so sehr zusammengeschmolzen, dass Agnes' Mann längst nicht mehr gut schläft. Jeden Morgen steht er vor der Dämmerung auf, um durch die Lagerräume zu streifen und zu überlegen, was er an diesem Tag auf die Tische bringt. Abends sinkt er der gleichen Gedanken wegen erst auf sein Lager, wenn alle anderen bereits tief und fest schlafen. Wieder und wieder beäugt er Zwiebeln, zählt Rüben und wiegt Schinkenstücke in der Hand.

In einer Ecke der Küche sitzt Berchtold allein und stiert vor sich hin. Agnes macht einen Bogen um ihn. Sie hat keine Zeit, um sich sein ewiges Genörgel anzuhören. Außerdem stinkt er wie seine Schweine – was eigentlich ein Wunder ist, weil doch keines mehr übrig geblieben ist. Nicht einmal die Ferkel haben sie ihm gelassen, sondern

auch die Aller kleinsten längst auf Spieße gesteckt und über offenem Feuer gebraten.

Die Jäger haben Caspar erzählt, dass sie immer weiter gehen müssen, um in den Wäldern fündig zu werden. Wenn die hohen Herren nicht hin und wieder selbst auf die Jagd geritten wären, um sich die Zeit zwischen den Verhandlungen zu vertreiben, hätte es an manchen Tagen bereits kein Fleisch mehr gegeben.

Da könnten wir uns was anhören, wenn wir den Herrschaften nur Haferbrei und Pastinaken vorsetzen würden, denkt sie. Dabei ist sie davon überzeugt, dass es ihnen nicht schaden würde. Ihr Mann indessen würde sich in Grund und Boden schämen, wenn er nichts Gescheites auf den Tisch der Pfalz bringen würde – und etwas Gescheites ist nun einmal ein Bratenstück oder mindestens eine gesottene Wurst.

Im Vorübergehen hört sie, wie Berchtold grunzt. *Manchmal hört er sich sogar an wie seine Schweine. Vor allem, wenn er getrunken hat.*

Als Nächstes vernimmt sie, wie Caspar Anweisungen brüllt: «Mit dem Salz nicht geizen, du Hundsfott, wir brauchen es nicht länger, um das Fleisch haltbar zu machen – das ist nämlich inzwischen ausgegangen, mein Herr Blindschleiche! Dafür den Pfeffer weglassen. Den kleinen Rest müssen wir aufsparen, hörst du mir denn gar nicht zu? – Die Suppe in die kleinen Schüsseln, nicht in die großen, Frau Blödelin. Wie sieht das wohl aus, wenn wir den Herrschaften halbvolle Schüsseln vorsetzen? – Den Braten nicht schneiden, du Schweinehund, hab ich das nicht schon dreimal gesagt? Bis die Scheiben drüben sind, sind die so kalt wie die Winterfüße von meinem Weib. Ich werd' ihn selbst schneiden, bevor er reingebracht wird. – Den Schinken kannst du *natürlich* schneiden, du Rindsgesicht, der wird nicht kälter werden, als er schon ist. – Bin ich denn nur von Einfältigen und Toren umgeben!»

Agnes denkt sich nichts bei Caspars Ausbrüchen. Sie weiß, dass es der Druck ist, der auf ihm lastet – und im

Winter neigt sie *wirklich* zu Eisfüßen. *Eigentlich schon lange vor dem Winter, fast das ganze Jahr über.*

Auch die Männer und Frauen in der Küche sehen ihm seine Beleidigungen nach. Zu Beginn war das anders gewesen, doch inzwischen schmunzeln sie über all seine Unflätigkeiten.

«Na», ruft Caspar, als er Agnes sieht. «Geht es voran?»

«Kein Stück» entgegnet sie.

«Jammerschade.»

Sein Bedauern gilt nicht allein dem Umstand, dass eine Einigung das Ende der Verhandlungen und seines Druckes bedeuten würde, nein, es bewegt ihn wirklich. Ihr Caspar kann sich für die «großen Dinge», wie er das nennt, begeistern. Sie guckt dagegen lieber, wie sie für ihre beiden süßen Kinder noch etwas von dem Essen aus der Küche abzwackt. In diesen Tagen ist das gar nicht so leicht, weil von vielen Mahlzeiten kein einziger Krümel übrigbleibt.

Ihr liegen aber die kleinen Dinge näher, und sie versteht nicht so recht, warum ihren Mann bekümmert, was die Franken im übrigen Land treiben, einem Land, das sie niemals zu Gesicht bekommen wird und zu dem sie keinerlei Verbindung spürt.

Was ihr Mann stolz «große Dinge» nennt, das sind für sie nichts als Spielereien, wie sie Kindern gefallen, wenn sie etwa mit Stöcken gegeneinander fechten.

«Das wird schon noch», mischt sich Berchtold lallend ein. Er hat nichts Rechtes zu tun und freut sich über jedes Gespräch. Bestenfalls wird er einmal geschickt, um ein neues Fässchen Bier aus dem Kloster zu holen. «Es gab doch schon ... gab doch schon andere Könige vorher.»

Agnes fragt sich, wie es Berchtold gelingt, immer wieder so viel Bier für sich selbst abzuzweigen, und warum Caspar das hinnimmt.

Die Mönche im Kloster kommen kaum noch mit dem Bierbrauen hinterher, so groß ist der Bedarf der fränkischen und sächsischen Abordnungen daran. Das bisschen Wein,

welches in der Pfalz zu Beginn der Verhandlungen vorrätig war, ist längst aufgebraucht, nicht anders als die Fässer, die der Bischof aus Mainz mitgebracht hat. Nur für die Messen ist ein Rest zurückbehalten worden.

Zum Glück trinken einige der Sachsen auch gern Milch oder sogar Buttermilch, worüber sich Berchtold weidlich lustig macht: Das seien eben doch Wilde, wahrhaftig!

«Es gab aber keinen richtigen König», hält Caspar Berchtold entgegen. «Die letzten Könige von den Karolingern ... Hol dich der Teufel, ich hab gesagt: Mit dem Pfeffer sparen, du Lump! Ich hack dir die Finger ab, dann hat sich's mit deinen Preisen! – Na, die letzten Karolinger und dann der Franke Konrad: Das waren alles keine richtigen Könige mehr, die hatten kein Königsheil. Mit denen ist das ganze fränkische Reich den Bach runtergegangen.»

«Mit einem Sachsen wird das jedenfalls auch nichts», ruft Berchtold laut, «denkt an meine Worte. Ein Sachse!» Beinahe spuckt er das letzte Wort aus.

Caspar hat inzwischen die Suppe abgeschmeckt. «Wer soll das fressen, dummes Huhn? Ein Schluck Wein daran, aber von dem Guten. Kein Essig mehr. – Den Braten zurück übers Feuer, Gerhelm, du Trottel! Der hat noch Zeit. Wir bringen erst den Fisch. *Nur* Fisch, keine Fladen.»

Der Salzhering war vor zwei Tagen ausgegangen, neuer war nicht eingetroffen, obwohl der Graf schon vor Wochen darum gesandt hatte. Sogar die Edder schien so gut wie leergefischt zu sein. Wenn Gerhelm und seine Jungen mit ihren Angelruten loszogen, brachten sie an manchen Tagen nur eine Handvoll kleiner Weißfische oder Barsche mit zurück.

«Agnes, bring jetzt die Suppe.»

Agnes nimmt das Brett, auf dem die dampfenden Schalen stehen. *Auch nur die kleinen Schalen, nicht die großen!*

Damit verlässt sie die Küche und geht zurück in das Schlangennest.

Die Regel oder die Straße (um 1005)

Ungerührt beobachtete Johannes, wie sein Mitbruder dabei war, sich selbst zu verstümmeln. Gottfried säbelte sich eine Scheibe des Schinkens ab, indem er die dicke Keule an seinen Bauch drückte und das scharfe Messer kraftvoll hindurchführte.

Das konnte einfach nicht gutgehen, denn Gottfried war nicht mehr bei Sinnen.

Andererseits hieß es ja, Gott schütze besonders kleine Kinder und Betrunkene.

Oder so ähnlich.

Allen Fährnissen zum Trotz war Johannes nicht in der Lage, einzuschreiten. Er fühlte sich nämlich selbst wie festgewachsen an seinem Platz; alles lag in einem feinen Nebel und war zugleich sehr weit weg.

Mit einem Wort: Er fühlte sich sauwohl.

Der Wein floss ihm die Kehle hinab wie Wasser. Einen solch süßen Tropfen hatte er schon lange nicht mehr genossen. Der Wein kam aus den Rheinlanden, und das war selten. Was sie üblicherweise tranken, kam aus der Umgegend, und die einzige Gemeinsamkeit, die es mit diesem Wein hatte, war der Umstand, dass es flüssig war.

Aber was waren das für zwei Gestalten, die da plötzlich inmitten der Tür vom Kreuzgang zum Refektorium standen? Kamen sie aus der rattenverseuchten Pfalz nebenan?

Johannes ging selten hinüber, das Volk dort war ihm zu einfältig: Die dummen Hörigen buckelten vor dem noch dümmeren Pfalzgrafen und schlichen ihm um die Beine wie Katzen. Es war nicht auszuhalten.

«Gottes Segen!», sagte die eine Gestalt, und da war schon beinah klar, dass es niemand aus der Pfalz sein konnte.

Johannes bemühte sich nun, seine Augen richtig aufzusperren: Und wahrhaftig, in ihren dunklen Kutten standen dort zwei Benediktinermönche.

Nun wäre das für sich genommen keine Überraschung in einem Benediktinerkloster gewesen. Sogar in *diesem* Kloster trug mancher noch immer seine Kutte anstelle von feineren Gewändern.

Nur diese beiden Mönche, die hatte er noch nie in seinem Leben gesehen, da war er sich ziemlich sicher. Der Ältere mochte in den Vierzigern sein, der andere in den Dreißigern, wenn überhaupt.

«Gott verdamme mich!», brach es aus Johannes heraus.

«Bruder!»

Echtes Entsetzen lag in der unbekanntenen Stimme, und das war schon wieder etwas Besonderes: Niemanden am Ort kümmerte es sonst, wenn man den Namen des Herrn mit einem Fluch verband (mit Ausnahme von Bruder Daniel, dem Prior und Stellvertreter des Abtes, aber den nahm seit Langem keiner mehr ernst).

Alle Hinweise zusammen genommen bedeuteten jedenfalls: Die beiden waren wirklich nicht von hier.

Also galt es, sich zusammenzureißen und ein gewisses Maß an Achtsamkeit an den Tag zu legen.

Wie gut, dass er heute sogar selbst seine Ordenstracht trug. Nicht weil ihm das Schwarz so gut gefiel – es vertrug sich so gar nicht mit seinen rötlichen Haaren, fand er –, sondern weil er am Vorabend seine feineren Gewänder vollgekotzt hatte, als er mit Gottfried und Ennelin bereits die erste Hälfte des rheinländischen Fässchens geleert hatte.

Weil es dieser Tage kühl geworden war in dem alten Mauerwerk, hatte er über die Tunika sogar das Skapulier geworfen und gegürtet, was ihm ein durchaus repräsentatives Aussehen vermitteln sollte. Abgesehen vielleicht von dem Umstand, dass seine Haare seit Jahr und Tag keine Rasur gesehen hatten, geschweige denn noch wussten, was eine Tonsur überhaupt war.

Um sich für das, was da womöglich kommen würde, zu wappnen, nahm Johannes einen letzten Schluck aus dem Becher.

Ah, wenn er doch nur wüsste, wie Gottfried an diesen herrlichen Wein gekommen war! Aber der durchtriebene Kerl hatte sich das um keinen Preis entlocken lassen. War vielleicht ein Kaufmann im Ort gewesen, von dem Johannes nichts mitbekommen hatte?

«Willkommen, meine Brüder.» Er bemühte sich, besonders deutlich zu sprechen. «Was führt euch hierher? Woher kommt ihr?»

«Wir kommen aus der Abtei in Hersfeld», sagte der Ältere der beiden. Johannes meinte, Missbilligung in seiner Stimme zu hören. «Mein Name ist Godehard. Das hier ist mein Mitbruder Amelung.»

Wieder wurde Johannes ein kleines Stückchen nüchterner. Die Sache konnte noch ernster sein, als bereits befürchtet. Die Zustände in Hersfeld waren nicht anders als in Frideslar, soweit er sich erinnerte: Nicht wenige Mönche und sogar ihr Abt lebten in eigenen Häusern, trugen feine Gewänder und ließen den lieben Herrgott einen guten Mann sein.

Was mochte es bedeuten, wenn zwei so ernste Brüder eigens die beiden Tagesreisen auf sich genommen hatten, um nach Frideslar zu kommen?

«Und, ähm, was ist der Grund für eure Reise?» Er bedauerte, dass Gottfrieds Zustand ihm keine Hilfe war. Im Gegenteil, nachdem der sich erfolgreich und ohne die aller kleinste Verstümmelung eine dicke Scheibe Schinken abgesäbelt und am Stück verschlungen hatte, würgte er sie gerade wieder hoch. Mit seinen speckigen Fingern zog er sich das unverdaute Stück aus dem Mund und ließ es achtlos zu Boden fallen. Dann lachte er auf, verschränkte die Arme auf dem Tisch und ließ den Kopf darauf sinken.

Die Augen des älteren der beiden Mönche, der sich ... Wie? Gerhard? Nein, Godehard nannte ... Jedenfalls blitzten

seine Augen regelrecht. «Es wird dir vielleicht nicht wohlgefallen, Bruder ...»

Hatte da etwa Sarkasmus in der fremden Stimme gelegen? Johannes war sich nicht sicher. «Ach», machte er und winkte lässig ab. «Wer bin ich schon im Weinberg des Herrn, ich kleiner Mönch, dass mein Wohlgefallen von irgendeiner Bedeutung wäre? Sagt einfach, was ihr zu sagen habt und dann *Ite, missa est* und *Deo gratias* *.»

Die beiden starrten Johannes entgeistert an, er lächelte freundlich zurück. Freundlichkeit schien ihm das sicherste Mittel, um sich des Wohlwollens dieser Mönche zu versichern. Der ältere war aber möglicherweise ein harter Brocken, man sah es an seinen asketischen Zügen. Solcherart Mönche hatte es auch in diesem Kloster einmal gegeben, aber einer nach dem anderen waren sie schließlich gefallen, so wie Türme in der Schlacht.

Der jüngere Mönch dagegen, Amelung, hatte runde Wangen, lebendige Augen und war den schönen Künsten sicher nicht abgeneigt.

Da die beiden auf seine letzten Worte gar nicht reagiert hatten, versuchte Johannes das Eis auf andere Weise zu brechen. «Ein Schlückchen Wein, liebe Brüder?»

«Wir würden gern», brummte der Alte mit schmalen Lippen, «zuerst euren Abt sprechen. Leider war die Pforte unbesetzt, weshalb wir einfach eintraten ...»

«Den Abt, äh ...» Johannes zögerte. Wenn diese Hersfelder herausbekamen, dass der Abt in seinem Haus im Ort war, anstatt im Kloster zu leben, würde das womöglich Ärger nach sich ziehen. «Der ist nicht im Kloster. Außer Haus sozusagen. Beim Grafen der Pfalz, da ist er. Es geht ... um den hiesigen Messwein, müsst ihr wissen.»

Zumindest war das nicht gelogen. Abt Konradin war ganz bestimmt außer Haus, er war wirklich beim Pfalzgrafen, soweit Johannes wusste, und bei der Zusammen-

* Gehet hin in Frieden/Dank sei Gott.

kunft der beiden drehte es sich in der Tat um den Messwein. Konradin hatte ihn mitgenommen, um ihn gemeinsam mit Herefried auszutrinken.

Der gute Gottfried hatte den Abt an seinem Fässchen nämlich ums Verrecken nicht teilhaben lassen wollen, weil dieser ihn am Vortag ernsthaft gerügt hatte – und das nur, weil er in der Kirche ausgespuckt hatte.

Manchmal hatte Konradin immer noch diese Anwendungen, ganz so, als wolle er wahrhaftig noch einmal versuchen, seinem Amt zu genügen.

Was ihn in solchen Augenblicken nur ritt! Als ob noch irgendjemanden hier kümmern würde, wie ein einzelner Bruder sich verhielt!

Jedenfalls hatte sich Abt Konradin nach seiner Zurückweisung am Messwein vergriffen und war verärgert gegangen. Zu späterer Stunde würden er und der Pfalzgraf vermutlich jeder noch eine hübsche Buhle auf ihren Schenkeln schaukeln.

Und die Pforte ... Johannes überlegte, wann die Klosterpforte zum letzten Mal besetzt gewesen war. Das musste vor zwei oder drei Monden gewesen sein, als sie eine Abordnung aus dem Kloster zu Fulda erwartet hatten.

«Wirklich?» Godehard stand der Zweifel mit dicken Falten ins Gesicht geschrieben.

«Es ist nichts als die Wahrheit, Bruder.»

Daraufhin breitete Godehard die Arme aus. «Einzig im Kreuz, Brüder, liegen die Wahrheit und die Hoffnung.»

«Amen», sagte Johannes, denn das erschien ihm klug. Etwas war befremdlich an diesen ernsten Brüdern.

«Im Wein», grummelte Gottfried, indem er den Kopf hob.

«Wie bitte, Bruder?», fragte Godehard irritiert.

«Die Wahrheit und die Hoffnung liegen im Wein», lallte Gottfried. «Meinethalben auch im Bier, aber bestimmt nicht im Kreuz.»

Johannes hätte Gottfried am liebsten geschüttelt. «Hört nicht auf ihn, er ist ... unpässlich. Nicht bei Sinnen.»

«Das sehe ich. Beten und arbeiten sollte er besser, anstatt zu trinken und zu fressen.»

«Mache ich morgen, Bruder», versprach Gottfried – und erbrach sich auf seinen Unterarm.

Godehard fuhr zurück und verzog angewidert das Gesicht, während Amelung nur die Nase rümpfte.

Das war Johannes jetzt wirklich ein bisschen unangenehm.

«Dann spreche ich eben morgen mit Abt ...»

«Konradin.»

«Mit Abt Konradin, ja. Im Anschluss an dieses Gespräch, Bruder Johannes, rufe bitte eine Versammlung aller Brüder im Kapitelsaal ein, ich möchte zu ihnen sprechen. – Und jetzt führe uns bitte zu unseren Zellen, wir wollen beten.»

«Wie ihr wünscht, liebe Brüder.» Bei so viel Autorität, wie Godehard sie ausstrahlte, konnte er gar nicht anders, als diesem in allem zu folgen.

«Gott befohlen», sagte Godehard und schritt davon, und Johannes musste ihm nachlaufen wie ein Diensthote.

Abermals schwante ihm Ärger, mächtig viel Ärger.

Mainz oder deins? (1066)

Das Fieber des Jungen schien noch einmal angestiegen zu sein. Sein ohnehin blasses Gesicht glich inzwischen einem Wachtuch. Schweiß glänzte darauf.

«Vielleicht könnte man einen weiteren Aderlass ...», sagte der Priester leise.

Siegfried hatte ihn dennoch verstanden. «Seid ihr des Teufels?», bollerte er. «Seht ihn euch an! Ein weiterer Aderlass wird ihn umbringen.»

Zweimal hatte der Priester den Jungen bereits zur Ader gelassen, damit die schlechten Säfte aus seinem Körper rannen. Jedes Mal hatte Siegfried das Gefühl gehabt, dass der Kranke noch blasser, seine Atmung noch schwerer und die Haut noch heißer geworden war.

Inzwischen lag es eine Weile zurück, seit der Junge die Augen geöffnet hatte.

Der hagere Priester schwitzte in seiner dunklen Kutte wie ein Feldarbeiter in der Mittagssonne. «Vielleicht kann das altbewährte Mittel der Irrigation ...»

«Es ist der Kopf, Mann, nicht der Arsch!»

Siegfried kümmerte es nicht, dass der Priester zurückfuhr, als hätte er einen Schlag erhalten. Einen solchen Ausbruch hätte er seinem geistlichen Oberhirten wohl kaum zugetraut, doch zu viel stand hier auf dem Spiel. Dass es in dieser ganzen Gegend nur dieses hinterwäldlerische Chorherrenstift gab, bedauerte Siegfried überaus. Sein geliebtes Fulda, aber auch Hersfeld waren weit weg und Mainz noch viel weiter.

«Eure Exzellenz», murmelte der grauhaarige Priester, während sein Blick verstört umherirrte. «Im Kräutergarten des Stiftes gibt es noch einige ... Ich meine, eine Mischung

aus Basilikum und Weidenrinde sollte ... Vielleicht könnte ein Sud davon ...»

«Hagebutten, Holunder, Lindenblüten ...», zählte Siegfried gallig auf. «Was noch alles? Nicht eines Eurer elenden Kräuter hat bislang etwas bewirkt, Mann, nicht eines! Warum sollte es auf einmal anders sein?»

Der Priester sah Siegfried nicht an, sondern senkte seinen Kopf. «Dann weiß ich mir keinen Rat mehr, Exzellenz», flüsterte er.

Der Mann gehörte zum unmittelbaren Gefolge des Königs, nicht zu Siegfrieds eigenen Leuten. Hieß er Adalbero? Nein, das war der Probst des hiesigen Stiftes. Der Priestername war Amelung oder Adelung oder so ähnlich. Der Probst selbst hatte sich schon vor einer ganzen Weile unter dem Vorwand zurückgezogen, er wolle seine Kleriker und Kanoniker zum Gebet anhalten. Wahrscheinlich ahnte er Ungemach und wollte seine Schäfchen lieber im Trockenen halten, ehe die Wölfe begannen einander die Reißer zu zeigen. Dumm war der Kerl nicht.

«Was sollen wir also tun, Herr Erzbischof?», erklang da Graf Ekberts tiefe Stimme von der anderen Seite des königlichen Lagers.

Es stank herinnen, fand Siegfried, und zwar nicht nur vom fauligen Geruch des kranken Jungen. Es war der Gestank von zu vielen ungewaschenen Männern in einem Raum ohne Fenster.

Was sollen wir tun?

Immer war es auf diese Frage hinausgelaufen, auf diese klitzekleine Frage: Was sollen wir tun?

Wie oft in der Vergangenheit war sie nicht schon an Siegfried gerichtet worden? Im Kloster zu Fulda etwa, dem er lange vorgestanden hatte, ebenso auf der großen Pilgerreise nach Jerusalem, welche so unglücklich und mit so vielen Toten geendet hatte. Und natürlich erst recht, nachdem die Königsmutter ihn zum Erzbischof von Mainz gemacht hatte.

Und schließlich auch bei der Entführung des Jungen, die einige Fürsten in die Wege geleitet hatten, welche mit der kopflosen Politik der Königsmutter nicht länger einverstanden gewesen waren.

Immerzu hatte Siegfried Entscheidungen treffen müssen.

Aber immerzu hatte er auch treu zu dem Jungen gestanden und alles in seinem Sinn getan.

Doch nun, Gott behüte, lag der junge König im Sterben.

«Betet, Ihr Herren, betet. Einzig auf Gott können wir vertrauen.»

Sollten sie beten für den jungen Heinrich, dann wären sie beschäftigt. Beten war nie verkehrt. Es gab mehr als einen Heiligen, der das Fieberleiden des Königs vielleicht lindern konnte. Ergeben senkten alle ihre Köpfe, erstaunlicherweise sogar Graf Ekbert. Siegfried wollte sich gar nicht erst ausmalen, was geschähe, wenn der König sterben würde.

Es war unvorstellbar.

Und dann auch noch hier, in dieser gottverlassenen Gegend! Nichts als Wälder und Hügel unter einem bedeckten Himmel. Es gab zwar das Chorherrenstift am Ort, sogar eines, das irgendwie auf den heiligen Bonifatius selbst zurückging – das kleine Gräflein dieser Königspfalz hatte das betont, und zwar mehrfach.

Doch darüber hinaus gab es auf zwei Tagesreisen nichts, was man mit schönen Worten beschreiben könnte. Nichts als öde Flecken inmitten von dichten Wäldern, die kaum die Bezeichnung ‚Dorf‘ verdienten. Hier und da ragten auf den Höhen runder Basalkuppen burgähnliche Steinhäufen unbedeutender Adliger auf, die zwar stolze Namen trugen wie *Obernburg* oder *Felsburg*, jenseits der nächsten Hügelreihe aber schon keine Bedeutung mehr hatten.

Selbst diese Pfalz hier, die um das ehemalige Frideslarer Kloster entstanden war und laut dem Pfalzgrafen sogar auf Karl den Großen zurückging, war ein kleines, rattenverseuchtes Nest, in dem die Hörigen so dumm waren, wie allenfalls Hühner es sein konnten.

Warum nur waren sie von Mainz hierhergeritten?

Ach ja, der junge König hatte sich der Treue seiner Untertanen versichern müssen, vor allem der unruhigen Sachsen. Also hatte er seinen Hofstaat in den Norden befohlen, erst hierher und dann nach Goslar mit seiner herrlichen Pfalz, Heinrichs Geburtsort.

Mit seinen gerade einmal sechzehn Jahren war er noch zu jung, um sich nur auf seinen Namen, seinen Titel und seine natürliche *Auctoritas* stützen zu können. Gewiss, er *war* der König, aber nach Siegfrieds Meinung *sagte* er das viel zu oft.

Was aber hätte man anderes erwarten können, war ihm doch von klein auf eingetrichtert worden, er und nur er sei der König? Wie schon sein Vater versteifte sich der junge Heinrich nun geradezu auf sein eigenes Gottesgnadentum.

Anders ausgedrückt: Er hielt sich für etwas Besseres.

Längst rieben sich viele an Heinrichs Hochmut, rieben sich heftig daran, weshalb er nur umso häufiger wiederholen musste, *er* sei der von Gott eingesetzte König und niemand sonst.

Ein *Circulus vitiosus*: Je verzweifelter er um Anerkennung rang, umso ohnmächtiger erschien er.

Siegfried hatte Mitleid mit dem Jungen. Er war in einem Alter, in dem das Leben ohnehin schwierig war, in welchem Herausforderungen sich zu Gebirgen türmten und Unannehmlichkeiten sich in reißende Ströme verwandelten.

Umso mehr, wenn man König war.

Vielleicht war er eben darum solch ein Ausbund an Hartnäckigkeit geworden. Ein einmal gefasstes Ziel ließ Heinrich nicht aus den Augen, ähnlich einem guten Jagdhund. Dabei trug ihn der Schwung seiner Jugend aber über manches Ziel hinaus, was sich vielleicht damit erklären ließ, dass Heinrich es niemals einfach gehabt hatte.

«Wehe dem Königreich, dessen Herrscher ein Kind ist» – wie sehr hatte sich dieses alte Wort in den vergangenen zehn Jahren bestätigt? Wie sehr hatten sich die Fürsten, die

Bischöfe und die Mutter des Jungen um ihren kindlichen Herrscher gestritten, nachdem sein großer Vater allzu früh gestorben war?

Dass sie den jungen Heinrich dabei nicht längst entzwei-gerissen hatten, war ein Wunder. Viele Jahre lang hatte seine Mutter an seiner statt regiert, doch auch sie hatte an dem Kind unablässig gezogen und gezerrt.

Nur darum hatten Siegfried und seine Mitverschwörer ihn ihrerseits den Armen der Kaiserin Agnes entreißen wollen.

Erst vor einem Jahr war Heinrich mit seiner Schwertleite mündig geworden – und sollte nun schon bald vor seinen Schöpfer treten. Dass Gott sich doch erbarmte!

Um Siegfried herum hielten alle immer noch ihre Köpfe gesenkt.

Ob sie wirklich beteten?

Der Priester sicherlich, vermutlich auch die Ministerialen des Königs, seine persönlichen Dienstmannen, die allen Grund hatten, ihrem jungen Herrn das Beste zu wünschen, um ihre Pfründe zu sichern. Der aufdringliche und trinkfreudige Pfalzgraf Ruthard war nur einer von ihnen. Aber die anderen? Otto von Northeim, der Herzog von Baiern? Graf Ekbert von Braunschweig?

Alle beide waren sie ehrgeizig. Siegfried ahnte, was in ihnen vorging: Wie konnten sie aus dem bevorstehenden Tod des Königs einen persönlichen Vorteil ziehen? Dachten so nicht fast alle in diesem scheinbar von Gott – und inzwischen auch vom Papst – verlassenen Reich?

Der Graf und der Herzog waren auch dabei gewesen, als man zusammen mit dem Kölner Erzbischof den jungen Heinrich entführt hatte, um ihm den Einfluss seiner herrischen Mutter zu entziehen. Alles nur, um den eitlen, aufgeblasenen Jungen zu einem edleren Manne zu erziehen, als Kaiserin Agnes es vermochte.

Doch die ehemaligen Verbündeten waren bald eigene Wege gegangen. Der Kölner wollte durch die Person des

jungen Königs einzig die Macht im Reich ausüben, die beiden anderen wollten vor allem ihre Ländereien vergrößern.

Ganz anders dagegen Siegfried, der fest davon überzeugt war, dass seine eigenen Beweggründe jederzeit vor seinem König *und* seinem Schöpfer vertretbar waren.

Ob der ein oder andere der Anwesenden vielleicht gar einen Fluch anstelle eines Segenswunsches sprach? Siegfried selbst betete nicht, sondern ließ seine Gedanken weiter schweifen. Gebetet hatte er in seinem Leben genug, jetzt musste er eine Entscheidung treffen, wieder einmal.

Es war keine leichte, im Gegenteil, womöglich war es die schwerste Entscheidung, vor der er jemals gestanden hatte.

Denn wer sollte die Nachfolge von Heinrich antreten, dem vierten König seines Namens?

Die Zeiten waren mehr als unruhig, die Fürsten und Bischöfe murrten laut, die römische Amtskirche hob forsch ihren Kopf. Sie wollte sich nicht länger von den deutschen Königen und Kaisern bevormunden lassen, wenn es darum ging, einen neuen Papst zu wählen oder einen Bischof in sein Amt einzusetzen. Die Gegner und Feinde des Ostfränkischen oder auch Römischen Reichs nannten es nun immer häufiger das *Deutsche Reich*. Als ob sie eigens betonen wollten, dass es eben *nicht* der rechtmäßige Nachfolger des alten Römischen Reichs wäre.

Wer also sollte den Thron besteigen? Wer hatte das Zeug dazu, die salischen Könige und Kaiser zu beerben?

Die *Königswahl* war aber nur das eine, was zu bedenken war.

Ebenso musste man über das Wann und Wo der *Königskrönung* befinden. Aachen war der Ort, an dem die deutschen Könige zumeist gekrönt und gesalbt worden waren, denn es war der Krönungsort von Karl dem Großen. Das würde aber bedeuten, dem Erzbischof von Köln dies bedeutende Recht endgültig zu überlassen, welches bis vor kurzem noch in der Hand der Mainzer Erzbischöfe gelegen hatte.

Siegfried hatte aber die feste Absicht, diese alte Tradition schnellstmöglich wieder aufleben zu lassen: *Er* würde dem neuen König die Krone aufs Haupt setzen.

Im Gegensatz zu Mainz oder Köln, zu Goslar oder auch Aachen war die hiesige Gegend verlassen, fernab von den meisten bedeutenden Orten und Handelsstraßen.

Und doch war schon einmal in diesem Flecken ein König in seinen Stand erhoben worden – eine weitere der zahllosen Geschichten, welche ihm Pfalzgraf Ruthard stolz bei einem Becher Bier erzählt hatte und dies wieder mehr als einmal: Hier sei ein König in seinen Stand erhoben worden, so hatte er mit Klang in der Stimme gesagt, welcher zudem den gleichen Namen wie der junge Heinrich getragen hatte: Heinrich, der erste König aus sächsischem Haus, der erste König des Ostfrankenreichs und der Vater von Otto dem Großen.

Aber das musste an die hundertfünfzig Jahre zurückliegen, eine Ewigkeit, eine andere Zeit. Damals hatten die aufrechten, mildgestimmten Sachsen das Sagen im Reich gehabt, die sich nicht erhaben dünkten über ihre Gefolgsleute und Gegner. Inzwischen herrschten die gottesfürchtigen Salier aus dem Frankenland. Und das waren frommherzige Männer, welche meinten, unendlich weit über dem restlichen Adel des Reichs zu stehen, und womöglich noch dickschädlicher waren, als man es den Sachsen auch heutigentags noch nachsagte.

Wenn also hier in Frideslar alles angefangen hatte, wenn hier der heilige Bonifatius gewirkt hatte, wenn hier Karl der Große eine Pfalz hatte errichten lassen und wenn schließlich der erste Heinrich hier sogar König geworden war: Warum sollte dies nicht erneut der Ort sein, an dem ein König *gemacht* wurde? Gerade seiner geringen Größe wegen war er womöglich für diesen Zweck besonders geeignet.

Mehr als einmal hatten die Erzbischöfe von Mainz bereits *ihre* Kandidaten auf den Thron des Reichs gebracht ...

Waren nicht auch genug bedeutende Männer anwesend, um der Wahl ihre erforderliche Rechtmäßigkeit zu verleihen? Zumal er als Erzkanzler Germaniens den Ort einer Wahl genauso bestimmen konnte wie ihren Zeitpunkt, ihm zudem die erste und damit vielleicht auch wegweisende Stimme zukam ...

Die hölzerne Tür zu dem Raum schlug auf und herein brauste ein Wirbelsturm. Alle Köpfe, eben noch ins Gebet vertieft oder in andere Betrachtungen versunken, fuhren hoch; Augen weiteten sich, Münder blieben offen stehen.

«Wie geht es ihm?» Die nachdrückliche Frage der jungen Königin war an niemanden im Besonderen gerichtet. Hinter ihr betrat Graf Werner den Raum, ein enger Vertrauter des jungen Königspaares.

Siegfried sah, wie er seine Nase rümpfte, und fragte sich, ob dies nur dem Geruch herinnen oder auch den Anwesenden selbst galt.

Dann wanderten Siegfrieds Augen zu der Frau. Er kam nicht umhin, sie zu bewundern.

Bertha von Turin, gerade einmal sechzehn Jahre alt und bereits ein Naturereignis. Schön von Angesicht, schlank von Gestalt, lebhaft vom Auftreten. Ihr Kleid war rot, ihr Ausschnitt tief.

Mauergeschichten (1232)

Allmählich bereitete das lange Stehen Trink Unbehagen. Immer wieder machte er einen Schritt vor und einen zurück, stellte den Fuß auf einen Mauervorsprung, nahm ihn wieder herab und hob dafür den anderen. Zwischendurch spähte er ein ums andere Mal kurz aus der Schießscharte.

Noch etwa zwei Stunden und er konnte sich ausruhen. Dann würde seine Anspannung endlich weichen. Nachtwache hätte er erst wieder zwei Tage später.

Erneut steckte er seinen Kopf vorsichtig in die tiefe Höhlung der Scharte und versuchte, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen. Unter seinen Fingern spürte er den kalten Basalt. Der Mond war eine schmale Sichel zwischen Wolkenbänken, die Morgenröte war nur ansatzweise zu erahnen. Kaum dass Trink am Boden vor der Mauer etwas erkennen konnte.

Drüben, jenseits der beiden Gräben, schien alles ruhig zu sein. Er versuchte, seine Sinne zu schärfen, aber außer der Kälte nahm er nichts wahr. Die letzten Nächte waren kalt gewesen, ungewöhnlich kalt für einen Herbstmond. Er trug seine Gugel über Kopf und Schultern, die dicke, nicht die dünne. Er hätte auch einen Mantel tragen können, aber darin kam er sich unbeweglich vor.

Vereinzelte Feuer flackerten dort drüben, wirkten verlockend und taten den Augen wohl, aber er nahm den Kopf lieber wieder zurück. *Nicht zu lange*, ermahnte er sich. Nichts, gar nichts deutete auf einen Angriff hin. *Die Ruhe heißt nicht viel. Beim vorletzten Mal ist es auch völlig überraschend gekommen. Aber die Kälte macht denen sicher mehr zu schaffen als uns.* Dagegen bewahrte das Mauerwerk die Wärme des Tages.

Meistens griffen sie vor dem Morgengrauen an, so wie Diebe es taten. Allerdings sah Trink den Sinn dahinter, denn zu diesem Zeitpunkt waren alle Verteidiger übermüdet, und die Sicht war beschissen. Er musste selbst so sehr gähnen, dass es ihm im rechten Kiefergelenk schmerzte. Das tat es oft, seit er sich den Kopf heftig an der Mauer gestoßen hatte, als er panisch einem Pfeil auswich.

Wenn er aus seiner schmalen Scharte starrte, achtete er sehr darauf, es nur kurz zu tun. Vor einigen Wochen war dabei der Werkelsche von einem Armbrustbolzen mitten im Gesicht getroffen worden. Vielleicht war es nur ein Zufallstreffer gewesen, bereits abgeschossen, ehe der fast immer grinsende Mann seinen Kopf überhaupt hinausgestreckt hatte, doch das änderte am Ergebnis nichts: Der Werkelsche war gestorben, wenn auch nicht sofort. Noch eine ganze Weile hatte er geschrien, und zwar so lange, bis sie ihm den Bolzen aus dem Auge zogen. Dann hatte es auf dessen Spitze gesteckt, rund und blutig, und der Mann war tot. Da hatte es sich mit seinem ewigen Grinsen.

Geyers Heinrich hat bei dem Anblick gekotzt, ich aber nicht.

Trink musste seit geraumer Weile pinkeln, aber er getraute sich nicht, die Mauer zu verlassen.

Man munkelte, ein neuer Angriff stehe kurz bevor: Einmal noch wolle der Landgraf alles in die Waagschale werfen, ein letztes Mal.

Ob das stimmt, dass es danach vorbei ist? Einmal noch die Angreifer zurückwerfen und dann endlich Ruhe ...

Trink war sich ziemlich sicher, dass die Thüringer und Hessen es nicht mehr schaffen würden, Frideslar einzunehmen. Die Mauer war hoch und stark, und die Zuversicht dahinter hatte sich mittlerweile noch höher aufgetürmt.

Zu Beginn der Belagerung war das ganz anders gewesen. Was hatten vor allem die Frauen geklagt und geweint! Die Sorgen der Männer konnte man dagegen nur an den verkniffenen Mienen ablesen.

Auch Trink war voller Sorgen gewesen, vor allem wegen der Kinder und Katrina. An sich selbst hatte er kaum gedacht. Wenn überhaupt, dann war seine Sorge gewesen, wie er sich auf der Mauer behaupten würde, gerade auch im Vergleich mit den Soldaten aus Mainz, die wenige Tage vor der Belagerung mit einem großen Tross und unter Gesang in die Stadt eingezogen waren.

Erzbischof Siegfried hatte sie geschickt, einige hundert schlachtenerprobte Männer, die von den Frideslarern mit großer Freude begrüßt worden waren, obwohl sie ihre jungen Frauen nun nicht mehr allein aus dem Haus ließen.

Außer den Rittern und ihren Gefolgsleuten waren oben drein einige Geistliche erschienen. Sogar ein Bischof aus Worms, der zu ihrer aller Erleichterung sogleich die Verteidigung an sich gerissen hatte. Angeblich hatte daraufhin sogar der Mainzer Amtmann in der Stadt aufgeatmet.

Außerdem war ein Probst aus einer mainzischen Stadt namens Heiligenstadt gekommen. Das hatte sie alle an den nahen Heiligenberg erinnert, wo die Hessen und Thüringer zuerst die Mainzer Festung zerstört hatten, ehe sie die Belagerung Frideslars in Angriff genommen hatten.

Anfangs hatte Trink befürchtet, er könne den Spieß nicht gut genug handhaben. Inzwischen wünschte er sich jedoch, besser mit der Armbrust umgehen zu können. Leider hatte er zuvor nur selten die Gelegenheit gehabt, damit zu üben.

Trotzdem schätzte er, mindestens einen Angreifer damit umgebracht zu haben. Das war beim zweiten Angriff gewesen, als sie am Haddamartor beinah über die Mauer gekommen waren, aber nicht hier am Grebenturm. *Denn hier steht Lumpen Trink, und verteidigte die Mauer notfalls mit seinem letzten Blutstropfen.*

Bei dem Angriff hatten die Hessen und Thüringer Speere geschwungen und Leitern geschleppt, waren an dieser Stelle aber gerade einmal bis über den zweiten Graben gekommen. Dann war ihr ganzer Angriff zusammengebrochen, die Landgräflichen hatten sich hastig zurückgezogen.

Der Mann, den Trink mit seiner Armbrust getroffen hatte, war von zwei anderen mehr weggeschleppt als gestützt worden. Der Mainzer Giso, ein schlachtenerprobter Draufgänger, war gleich davon ausgegangen, dass der Kerl diesen Tag nicht überleben würde, denn der Bolzen war ihm tief in die Flanke gedrungen, durch das Leder und die Wolle hindurch. Ein Kettenhemd hatte er nicht getragen. Auch das hätte den Bolzen zwar nicht abwehren können, allerdings wäre er dann nicht so tief eingedrungen.

Hinter den Gräben würde Trink im Leben keinen Feind treffen, aber aus der Nähe war es ganz leicht gewesen.

Den ganzen Tag lang hatten sie auf der Mauer die Schreie eines Verwundeten gehört, mit Unterbrechungen immer wieder. Erst am Abend war es endgültig still geworden.

Vielleicht war das sein Mann gewesen.

Trink hätte gern gewusst, ob sein Opfer wirklich gestorben war. Manchmal fragte er sich sogar, *wer* der Mann gewesen war, ob er ein Hesse oder aber ein Thüringer war – das wäre ihm lieber gewesen –, wie alt und ob er verheiratet war oder ob er womöglich Kinder hinterließ.

Er selbst hatte zwei eigene Kinder und hoffte auf zwei oder drei weitere. Man konnte nie sicher sein, dass die beiden Buben groß werden würden, besonders der Kleine bereitete ihnen Sorgen.

Katrina war noch längst nicht zu alt für weitere Schwangerschaften. Ohnehin hatte sie Glück mit ihrem breiten Becken. Trinks Schwestern taten sich da schwerer mit ihren Geburten. Vor allem Annas letzte Niederkunft musste eine Qual gewesen sein, alle hatten das gesagt.

Katrina hatte aber manchmal eigentümliche Gedanken. Ein- oder zweimal hatte sie gesagt, in diese Welt wolle sie keine weiteren Kinder setzen, weil doch die Mächtigen sich immerzu bekriegen würden und die kleinen Leute darunter zu leiden hätten.

Er sagte lieber nichts dazu, man hatte eben seine Stadt und seine Familie zu verteidigen und fertig.

Wie hat der Mann geheißen, den ich getötet habe, fragte sich Trink auch jetzt wieder, den ich vermutlich getötet habe? Hans oder Hermann oder Otto oder Gottschalk?

Einigen der Angreifer hatten sie eigene Namen gegeben, denn nach so vielen Wochen der Belagerung waren ihnen viele von den Hessen und Thüringern wie entfernte Bekannte geworden. Beinahe so wie Leute, die man allwöchentlich auf dem Markt sieht.

Einen, der immer sehr breitbeinig ging, nannten sie den Großen Steißknoten. Einen anderen, der ähnlich aussah, aber einen halben Kopf kleiner war, den Kleinen Steißknoten. Beide waren Ritter, also rührte es wohl daher, dass sie gingen, als hätten sie einen Gaul zwischen den Beinen.

Einen dritten, und zwar einen Bogenschützen, nannten sie wegen seiner abstehenden Haare Wuschel, einen vierten den Lahmen Lothar, weil er sich meist nur gemächlich bewegte, selbst wenn er angeschrien wurde. Ein Fünfter hieß einfach nur Gugel, weil seine rote Kopfbedeckung eine so auffällige Farbe hatte – Trink hielt das für leichtsinnig, wenn er an die Vorlieben und das Können der Mainzer Bogenschützen auf der Mauer dachte. Aber das war schließlich nicht seine Sorge. Ein Sechster hieß Schreier, weil er eine Stimme hatte, die wie dafür gemacht war, um Männer in die Schlacht zu führen.

Von dem ein oder anderen, zum Beispiel von Gugel, wussten sie, dass er ein Gudensberger war. Das machte die ganze Angelegenheit noch befremdlicher. Man war eben Nachbar und hatte auch stets auf gute Nachbarschaft gehalten. Zumindest aber war man sich aus dem Weg gegangen. Und auf einmal kämpfte man gegeneinander bis auf den Tod.

Vor allem die Mainzer machten sich einen Spaß daraus, den Belagerern Namen zu geben. Die Soldaten aus dem Erzbistum waren ohnehin anders als die Frideslarer, das waren zumeist harte Männer, schlachtenerprobt, großmäulig und streitsüchtig. Trink ging ihnen aus dem Weg, so

gut das möglich war. Die meisten seiner Kameraden hielten das nicht anders. Nur war das auf einer so schmalen Mauer oder in den engen Gassen nicht immer möglich. Mehr als einmal waren einige aus Frideslar mit den Mainzern aneinandergeraten.

Zweimal, soweit Trink wusste, war es dabei zu größeren Verletzungen gekommen: Ein Frideslarer hatte ein Messer in den Oberschenkel bekommen, ein Mainzer sich den Arm gebrochen.

Seitdem beäugten sich die beiden Gruppen sichtlich mit Misstrauen.

Trinks Vetter war einer der wenigen, die die Nähe der Mainzer suchten. Hermann hatte schon immer alles über Ritter und ihre Schlachten aufgesogen, was er nur hören konnte. Aber auch wenn er davon träumte, ein Soldat zu sein und versuchte, sich wie einer zu verhalten, so war er einfach keiner. Die Männer aus Mainz lachten über ihn.

Trinks Magen knurrte. *Ob sie bald kommt? Wahrscheinlich hat sie längst das Feuer geschürt und den Brei aufgesetzt.* Einmal am Tag ein kleines Feuer, das war erlaubt, aber nicht mehr, denn Feuerholz war knapp geworden. *Bald müssen wir Körner essen, die in kaltem Wasser eingeweicht worden sind. Die armen Jungen. Oder wir müssen an das Holz der Häuser gehen.*

Die meisten Nachtwachen aßen lieber zuhause, Trink aß jedoch gern, *bevor* er nach Hause ging, auch wenn es nicht viel war. Er konnte besser schlafen, wenn er nicht unmittelbar vorher etwas zu sich genommen hatte, darum ließ er sich sein Morgenmahl von Katrina auf die Mauer bringen.

Kaum hatte er an seine Frau gedacht, da hörte er, wie sie seinen Namen rief.

Er antwortete halblaut, vernahm daraufhin, wie jemand die Holzstiege hinaufkletterte und hielt das obere Ende fest. Er beobachtete, wie Katrinas weißbetuchter Kopf sich aus dem Dunkel näherte. In einer Hand hielt sie einen Holznapf, aber sie war sehr geschickt darin, die Stiege mit der anderen zu erklimmen. Als sie beinah oben war, nahm er

ihr den Napf ab, und sie hüpfte regelrecht auf den Wehrgang.

«Na», sagte er, und sie entgegnete: «Guten Morgen.» Dann gab sie ihm einen schüchternen Kuss auf den Mund, was ihm wegen der Mainzer Soldaten unangenehm war, obwohl es nur langsam heller wurde. Ganz gewiss würden die Kämpfer des Erzbischofs sie beide beobachten, denn der Mauerdienst war so fade, wie der Brei, mit dem Trink jeden Morgen seinen Magen füllte. Zehn Schritte zu seiner Rechten und zehn zu seiner Linken stand jeweils ein Mann aus Mainz.

Ohne weitere Worte griff er zum Löffel und begann das lauwarme Essen in sich hineinzustopfen. Es war wenig genug und schmeckte wie erwartet.

Salz war unerschwinglich geworden, und Honig, falls man ein Verlangen nach süßem Brei gehabt hätte, gab es in der ganzen Stadt nicht mehr. Höchstens, dass einer der Domherren noch irgendwo ein Krüglein versteckt hatte, aber das würde er kaum mit Trink oder jemand anderem seines Standes teilen.

Ein Klümpchen Butter wäre auch schön gewesen, doch die Kühe waren, so wie die allermeisten Tiere innerhalb der Mauern, längst geschlachtet worden.

Neugierig spähte Katrina durch die Öffnung. Es war die Scharte von Trink, denn dies hier war das Mauerstück, das er bewachte, zumindest nachts. Tags stand einer von den Mainzern hier, nämlich der hitzköpfige Mann namens Giso, mit dem Trink nicht viel reden konnte und zum Glück auch nicht musste.

Er sagte nichts dazu, dass Katrina aus der Schießscharte guckte, er wusste, wie vorsichtig sie war. Oft genug hatte er sie ermahnt, weshalb sie stets nur für Augenblicke linste und nie, wenn eine Kerze oder eine Fackel hinter ihr brannte.

Doch verstand er gut, dass man nach drei Monaten auch einmal etwas anderes sehen wollte als Mauern und Häuser.

Wie hat er geheißen? Die Frage kam Trink wieder in den Sinn, während er kaute und schluckte. *Vielleicht Gerhard oder Ditmar oder Konrad.* Sein eigener Vater hatte ihn nie für fähig gehalten, einen Mann umzubringen. *Hast du gesehen, Vater, ich kann es doch!* Die Wahrheit war, er hatte es selbst nicht geglaubt. Die Armbrust war aber auch keine richtige Waffe, mit der man kämpfte wie ein Ritter, sondern nur das Werkzeug eines Mörders. Behauptete Giso.

«Gehst jetzt besser wieder», sagte er zu Katrina und mahlte vorsichtig die weichen Körner zwischen seinen Zähnen. Hin und wieder spuckte er Steinabrieb aus.

Sie zog den Kopf zurück und nickte. «Werden sie noch mal angreifen?»

Er hob die Schultern. «Kann sein.»

«Der Kaiser hat ihm befohlen zu gehen», sagte sie. «Und der Papst auch.»

Wieder hob er die Schultern. «Kümmert ihn aber nit.» Der Kaiser war weit weg, und der Papst womöglich noch weiter.

Wie viele Angriffe hatte der Landgraf inzwischen befohlen? Acht oder neun – je nachdem, ob man den halbherzigen letzten Versuch dazuzählen wollte, der bereits drei Wochen zuvor stattgefunden hatte. Da hatten die Hessen einige Katapulte abgeschossen und viel Geschrei gemacht, aber mehr war es eigentlich nicht gewesen.

Nur die ersten beiden Angriffe vor drei Monaten, noch im Brachmond, gleich nachdem sie gekommen waren und Frideslar eingeschlossen hatten, waren wirklich ernst gewesen. Da hatten sie die Mauerkrone bis auf den Tod verteidigen müssen. Einige Männer hatten dabei ihr Leben verloren, aber noch mehr auf der hessischen Seite.

Die Leichen lagen längst nicht mehr am Fuß der Mauer. Mit der Erlaubnis von Bischof Heinrich hatte sie der Landgraf holen lassen.

Der Amtmann von Frideslar hatte seine Herabsetzung gegenüber dem Wormser Bischof klaglos hingenommen,

aber alle wussten: Herr Burkhardt war kein Krieger, sondern ein Erbsenzähler. Bereitwillig hatte er dem grimmigen Wormser die gesamte Verteidigung überlassen.

Jeder weitere Angriff, so das Gefühl von Trink, war danach schwächer gewesen als der vorherige. So war der ganze Sommer zwar sehr langsam, aber meistens ruhig vergangen. Als ob die Thüringer und Hessen selbst nicht mehr so recht daran glaubten, dass sie die hohe Mauer noch überwinden könnten, an der sie sich in den ersten beiden Anläufen die Zähne ausgebissen hatten.

Zehn Schritte war sie an dieser Stelle hoch, und Trink war sehr stolz auf die Mauer. Und er dachte, während er den letzten Brei mit dem Holzlöffel aus dem Napf kratzte, dass sie schon einen Riesen ausgraben mussten, wenn sie es noch schaffen wollten. Weit im Norden gab es angeblich welche, genauso, wie es im Heidenland im Süden geflügelte Löwen und feuerspeiende Drachen geben sollte.

Trink war sich jedoch nicht sicher, ob er all diesen Geschichten, die ein paar von den Mainzern verbreitet hatten, Glauben schenken sollte.

Seinen beiden Jungen erzählte er allerdings davon, als sei es die reine Wahrheit, und sie sahen ihn dabei an, als wäre ihr Vater selbst einmal auf einem Kreuzzug gewesen.

«Gehst jetzt», sagte er noch einmal zu seiner Frau, und Katrina näherte sich ihm, hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und kletterte, den leeren Napf in der Hand, achtsam die Stiege hinab.

Am östlichen Himmel graute der Morgen herauf. Langsam schälten sich aus der Dämmerung geisterhafte Schemen von Türmen und Häusern heraus. Die letzte Stunde war immer die schwerste. Trotzdem war ihm die Nachtwache recht, es war besser, als sich in der Dunkelheit sorgenvoll auf dem Lager zu wälzen.

Schreibarbeiten (1355)

Happel Katzmann kam als Erster. Es hätte mich auch verwundert, wenn es anders gewesen wäre, denn in dieser Zeit vor der eigentlichen Versammlung wurden beinah ebenso viele Verabredungen getroffen und Geschäfte getätigt, wie an jedem beliebigen Markttag.

Gerade Katzmann beherrschte dies Gebaren wie kein Zweiter: Meist gelang es ihm, so ziemlich jedem Ratsherrn die Hand zu geben und ein oder zwei Sätze mit ihm zu wechseln. Selbst vor den neuen hatte er dabei so wenig Scheu, dass es manchem Herrn aus seinem eigenen Lager Zornesfalten auf die Stirn trieb. Katzmann tat aber alles für seine Wiederwahl. Letzthin war er mit sieben zu fünf Stimmen überaus knapp in seinem Amt bestätigt worden.

Meine blank liegenden Nerven hatten mich an diesem Tag beizeiten in den Ratssaal getrieben, lange vor dem Bürgermeister. Zwei ordentlich angeschnittene Federn, ein Glas Tinte und mehrere Bögen Pergament hatte ich längst bereitgelegt. Angespant beobachtete ich nun Katzmann in der Ausübung seines Handwerks. Außer einem unverbindlichen Lächeln trug er ein sündhaft teures Wams zur Schau. Es war aus scharlachrotem Samt und mit Zobel abgesetzt, zudem protzte er mit ledernen Schnabelschuhen, die ebenfalls einen Stich ins Rötliche hatten und sehr kostspielig aussahen.

Ich hatte insgeheim mit Stoffel Diederich als Nächstem gerechnet, ging doch das Gerücht, er habe bei seinen letzten Geschäften sehr viel Pech gehabt. Hinter vorgehaltener Hand war allerdings viel eher von Unvermögen die Rede. Diederich, so spottete man, könne eine gerade Zahl kaum von einer ungeraden unterscheiden.

Es war jedoch Kunne Terkis, der den holzvertäfelten Saal als Zweiter betrat. Seine Lederstiefel glänzten hell wie eine Speckschwarte. Alle Welt konnte und musste sehen, dass sie nagelneu waren. Mit einem Lächeln auf den Lippen ging Happel Katzmann sogleich auf ihn zu und verwickelte ihn in ein Gespräch über die neuen hessischen Handelszölle.

In der vorjährigen Wahl war Terkis der knapp unterlegene Gegenspieler Katzmans gewesen, dennoch wirkten beide miteinander ungezwungen. Am Ende waren all die feinen Herren immer noch mehr Kaufleute als Ratsherren – so hatte zumindest der verehrte Herr Budenband es erst kürzlich mir gegenüber ausgedrückt.

Stoffel Diederich kam knapp geschlagen als Dritter zur Tür herein und sah griesgrämig den Terkis an, vielleicht auch wegen des aufwändigen Wamses aus himmelblauem Stoff. Mit dem nächsten Blick lächelte er schon Katzmann untertänigst an.

Im Stillen dachte ich mir, dass seine Geschäfte sicher besser laufen würden, wenn er weniger Zeit im Badehaus verbrächte: Man erzählte sich, an manchen Tagen würde er sogar zwei- oder dreimal in der Rosengasse aufschlagen. Allenthalben wurde darum gewitzelt, es sei doch einfacher, dem Diederich statt dem Terkis die Aufsicht über die Badehäuser zu überlassen. Wo er doch ohnehin ständig vor Ort sei, wäre das dann sozusagen ein Aufwasch.

Angesäuert griff sich der Diederich einen der Zinnbecher auf dem kleinen Ecktisch. Ein Ratsdiener hatte dort alles bereitgestellt. Aus einem großen Krug füllte sich Diederich Wein ein, Rheinischen, denn die Ratsherren legten großen Wert darauf, bei ihren Versammlungen nicht mit der heimischen Plörre abgespeist zu werden, die gerade mal als Messwein gut genug war.

Herr Katzmann nutzte üblicherweise die Zeit vor dem Treffen, um sich noch ein wenig mit meinem Herrn Budenband zu besprechen, dem einzigen Menschen, der auf das

Genaueste den Überblick über alles hatte, was in den letzten beiden Jahrzehnten in der Stadt geschehen war. Unglücklicherweise war dieser aber kürzlich vom Pferd gefallen und deshalb nicht anwesend.

An seiner statt war nun ich zugegen, bang und mit klopfendem Herzen, da ich erst zum zweiten Mal das Amt eines städtischen Schreibers versah. Beim ersten Mal hatte Herr Budenband noch neben mir gegessen.

Nach und nach trudelten die anderen Ratsherren ein: der von Beverungen, der Älteste der ganzen Runde, und gleich nach ihm der von Homberg, ganz bestimmt der Gewichtigste, dann der von Hebelde, der von Holzheim und wie sie alle hießen. Mal begrüßte man sich freundschaftlich, mal zurückhaltend. Das ein oder andere Willkommen war sichtlich frostig, ein kurzes Nicken genügte da. Einzig Katzmans herzliche Leutseligkeit galt jedem Besucher.

Ausgenommen von seiner Freundlichkeit war lediglich der junge Johannes Iwan. Sofern man überhaupt mit ihm sprach, wurde er von allen Iban genannt. Auch Katzmann begrüßte ihn jedoch mit jener fast schon gewohnheitsmäßigen Kühle, die sich Iban Iwan gegenüber alle angeeignet hatten.

Mir tat er leid.

Seine Kleidung war aber tadellos, das musste man ihm zugutehalten: ein dunkelgrünes Samtwams mit schönen Borten über einem strahlend weißen Hemd. Als Einziger suchte er unverzüglich einen Sitzplatz am Rand der Bänke auf, während die anderen noch standen und schwätzten, und sah dabei aus, als wäre er gerade überall lieber als ausgerechnet in diesem Raum.

Kurz vor Toreschluss erschienen Gumpert Werkel und Arne Mohnkorn. Auch diesen beiden nickte Katzmann nur kurz zu. Sie waren die Einzigen, die auch mich mit einem freundlichen Nicken bedachten. Für jeden anderen war ich im Grunde nicht vorhanden – nur ein kleiner Fliegenschiss auf dem großen städtischen Misthaufen.

Der allerletzte Ankömmling war schließlich Heinrich Knorre, was ebenfalls keine sonderliche Überraschung darstellte. Katzmann gelang es, sogar diesen noch nach dem Befinden seiner verletzten Schwiegermutter zu fragen: Vor vierzehn Tagen hatte ein Kutschpferd Elspeth Terkis so übel auf den Fuß getreten, dass dieser abgenommen werden musste. Nach allem, was ich hörte, verheilte die Wunde eher schlecht als recht und sie litt beträchtliche Schmerzen.

Knorre sah so nachlässig gekleidet aus, wie man ihn kannte, die Weste offen, das Hemd faltig, das Samtbaret nicht schräg, sondern gerade auf dem Haupt. Eigentlich hatte ich ihn immer für gänzlich uneitel gehalten. Wie ich ihn jetzt aber so betont freundlich in die Runde lächeln sah, kam mir der Gedanke, dass er diesen Habitus vielleicht in voller Absicht zur Schau trug.

Eine Schande, dass so ein Kerl eine solch schöne Frau sein Eigen nannte! Immer wenn ich Kunne Terkis' Schwester mit den hohen Brüsten und langen Beinen sah, dachte ich, die Sünde müsse einem solchen Weib doch folgen wie ein Schatten – und mein Mund wurde jedes Mal trocken.

Glücklicher Knorre.

Schließlich rief der Bürgermeister die Herren zur Ordnung und stellte sich vor seinen Platz. Die Ratsmitglieder saßen bei ihren Versammlungen auf langen Bänken zu jeweils acht Plätzen, die sich in einer Hälfte des großen Raumes im Geviert verteilten und an den Ecken einander berührten. Zu diesen vier Bänken gab es nur einen Zugang, da die vierte Seite lediglich mit einer Bankreihe von sechs Plätzen verstellt war. Dort, ein wenig zurückgesetzt, hatte ich meinen kleinen Tisch. Ein zweiter, sehr viel längerer Tisch stand in der Mitte des Gevierts. Einige Pergamente lagen darauf. Allerdings würden die Herren aufstehen müssen, wollten sie sich ihrer bedienen. Außer den Bänken und den beiden Tischen gab es nur noch eine Handvoll großer Truhen in dem Raum.

Von meinem Platz aus konnte ich bestens Happel Katzmann von der Seite betrachten: die scharfe Nase, die hohe Stirn, das kühne Kinn und den feingestutzten grauen Bart, der so gar nicht zu den dunklen Brauen und Haaren passen wollte.

Jedwedes Gespräch verstummte alsbald, man schritt gemächlich zu seinem üblichen Platz, und die Dielen knarzten dabei wie gewohnt. Ich mochte das sehr, wusste ich doch, wenn ich es hörte, wo ich mich gerade befand: Im Zentrum der Macht von Frideslar.

Überhaupt mochte ich diesen Raum schon allein seiner schieren Größe wegen. Die verspielten Blumenmalereien an der Decke, die einige Stiftsschüler ausgeführt hatten, und die dunkle Holztäfelung an den Wänden gefielen mir zudem über alle Maßen.

Auch das Ratsherrengestühl wies schöne Verzierungen auf. Als einer von nur vier Plätzen hatte Happel Katzmann eine höhere Rückenlehne an seinem Stuhl. Weil es natürlich auch einmal vorkommen konnte, dass sich alle vierundzwanzig Ratsherren zuzüglich aller vier Bürgermeister und der beiden Gemeindevertreter einfinden mussten, gab es in dem Geviert insgesamt dreißig Plätze.

Katzmann sah von einem zum anderen. Seine Lippen bewegten sich dabei kaum merklich. Er zählte elf Herren, ihn selbst und mich nicht mitgezählt, und sagte, dass sie also beschlussfähig seien und beginnen könnten. Es sei da nämlich einiges zu tun.

Dann setzte er sich.

Längst hatte ich die Namen aller Anwesenden auf meinem Pergament festgehalten. Meine Schrift war sauber, ich hatte den Kiel auf das Ordentlichste geschnitten, und meine schwarze Tinte trocknete gut ein, da ich das Pergament mit einem Bimsstein ein wenig abgeschliffen hatte. Ich hatte überlegt, einige gerade Linien zu ziehen, doch war ich zuversichtlich, selbst ohne solcherart Hilfsmittel ein Schriftbild abzuliefern, mit dem Herr Budenband zufrieden sein

könnte, war er selbst doch ein wahrer Meister der schönen Schrift.

Auf meinem Tisch brannte eine dicke Kerze. Zwar hatte der Raum große Fenster, aber ihre Glasmalereien schluckten sehr viel Licht, weshalb im Ratssaal stets ein leichter Dämmerzustand herrschte. Im Winter nutzte Herr Budenband mehrere Kerzen, damit ihm die Tinte nicht einfro, während die Ratsherren über kalte Füße klagten und mit den Füßen stampften.

Es soll auch schon vorgekommen sein, dass Ratsdiener eigens den Gerichtssaal im Untergeschoss heizen mussten, obwohl gar keine Verhandlung angesetzt war, wohl aber eine Ratssitzung oben drüber.

Ingeheim hoffte ich, dass Katzmann heute gezielte Pausen machen würde, denn obschon ich meine Kunst gut gelernt hatte, war kaum ein Mitschreiben möglich, wenn die Herren erst von der Erregung gepackt waren. Es war dann trotz aller Kürzel, in die Herr Budenband mich eingewiesen hatte, unmöglich, den genauen Wortlaut auch nur annähernd wiederzugeben.

Bei den Heiden im Alten Rom, so hatte Herr Budenband mir erzählt, habe es einen Ratsherren gegeben, dessen persönlicher Sekretarius es in dieser Kunst zur Vollendung gebracht habe: Wort für Wort habe er jede Rede seines Herrn niedergeschrieben und sei sie auch noch so schnell vorgebracht worden.

Er würde es wissen, denn einen gebildeteren Mann als Konrad Budenband habe ich niemals gesehen. Hätte er sich nicht jüngst beide Handgelenke sowie die Hüfte gebrochen, säße er natürlich an meiner statt hier.

Eigentlich hätten es zwölf Ratsherren sein müssen, zuzüglich *zweier* Bürgermeister. Jedoch lag der andere regierende Bürgermeister, Wigand von Kirchberg, krank darnieder.

Ratsherr Günst war dagegen auf Reisen, vermutlich nach Flandern.

Es war jedoch allgemein bekannt, dass ein Hieronymus Günst einer Ratssitzung sehr viel weniger Gewicht beimaß, als seinem Leumund: Recht einhellig waren die Damen der Stadt nämlich der Meinung, nur bei Günst sei das allerbeste Tuch zu bekommen.

Die Herren hatten sich locker in dem Geviert verteilt, Werkel saß nun neben Mohnkorn, Terkis neben von Beverungen, Knorre in der Nähe des Bürgermeisters und so weiter. Nur Johannes ›Iban‹ Iwan saß ganz allein am äußeren Ende einer Bankreihe und hatte keinen Nebenmann, auch nicht über Eck.

Die Ratsversammlung konnte also beginnen.

Turris magna (um 1410)

Bis zum späten Abend war Casimir sich darüber klar geworden, dass es nicht so einfach war, in dieser Stadt irgendeinen Unterschlupf zu finden.

Alle Türen, und von denen gab es viele, waren verschlossen, selbst jene, die zu Schuppen und Scheunen führten. Zu einigen Häusern gehörten winzige Gärten hinter Zäunen und Mauern. Casimir überlegte, ob er nicht einfach darüber klettern und sich in irgendeine Ecke legen sollte.

Er war so müde und hatte überall Schmerzen.

Am Geruch merkte er, dass er sich wieder dem großen Platz näherte. Der Bratenduft war ihm schon auf der Flucht vor seinen Verfolgern in die Nase gestiegen.

Er wunderte sich nicht wenig darüber, überhaupt noch etwas riechen zu können. Seine Nase fühlte sich an, als habe er mit ihr tiefe Furchen in einen furztrockenen Acker gepflügt.

Dennoch nahm er den Geruch von Gebratenem und Gesottenem deutlich wahr, sein Magen knurrte wie ein gereizter Bär.

Nicht nur müde, sondern auch hungrig wie ein Bettler und genauso arm. Von den Leibschmerzen wollte er erst gar nicht reden. Vermutlich waren es die Rippen.

Diese gottverdammten Gänsejungen!

Der Bratenduft entströmte einer Schänke, die zwischen zwei im spitzen Winkel aufeinandertreffenden Straßen lag. Ihr Eingang war dem großen Platz zugewandt, um den herum die schönsten Häuser der Stadt standen.

Casimir stand da und ertrank beinahe in dem würzigen Geruch. Seit dem Morgen hatte er nichts mehr zu sich genommen, und inzwischen war es dunkel geworden. Men-

schen waren nicht mehr unterwegs, der Braten rief ihm entgegen zu, er solle nur ruhig eintreten, von seinesgleichen gäbe es in dem Haus nämlich reichlich, aus der Schulter, aus der Lende und überhaupt, und alles gut gewürzt und mit feinsten Soße und ofenwarmem Brot angerichtet.

Unvermittelt öffnete sich die Tür der Schänke nach außen. Mit dem Lampenschein trat ein Mann heraus, dem Casimir die feine Kleidung selbst im Gegenlicht deutlich ansah, die Kappe auf dem Kopf, die aufgeplusterten Schultern. Irgendwo an ihm schien ein Glöckchen zu bimmeln. Casimir wusste zwar nicht, was das bedeutete, doch es war ohnehin nicht das, was seine Sinne am allermeisten beanspruchte.

In der Hand hielt der Mann einen Brotfladen, und *das* nahm Casimir vor allem anderen wahr. Die vier Enden von *zwei* Würstchen ragten oben und unten aus dem Teig heraus.

Zwei Würstchen, zwei dicke, würzige und wohlschmeckende Würstchen.

Casimir schluckte.

Der Allmächtige wusste, wie ungerecht es in der Welt zueing.

Ein einziges würde ihm schon genügen, ach was, ein halbes!

Und dann, wie es geschah, wusste ebenfalls nur der liebe Gott, griff Casimir zu. Er griff einfach zu, als der Mann achtlos an ihm vorbeiging, riss ihm die Würste aus dem Fladen, das heißt, eigentlich riss er nur die oberen, herausstehenden Teile an sich, denn der Mann hielt seinen Fladen eisern fest.

«Was zum Teufel ...»

Casimir nahm die Beine in die Hand und rannte davon, nicht in Richtung des großen Platzes, sondern er bog um die Ecke der Schänke und rannte dorthin zurück, wo er hergekommen war. Die Würstchen waren sehr heiß in seiner Hand, doch für nichts in der Welt hätte er sie losgelassen.

Hinter ihm ertönte ein empörter Schrei: «Meine Wurst, du Lump!», aber da bog Casimir bereits um die nächste Ecke und schmeckte in Gedanken schon das würzige Fleisch auf der Zunge.

Mit einmal prallte er gegen etwas Nachgiebiges, das sich als ein weiterer Mann herausstellte, der ihm unvermittelt in den Weg gesprungen war. Eine Laterne fiel krachend zu Boden, Casimir taumelte, blieb aber auf den Beinen. Hastig wollte er sich an dem Mann vorbeidrücken, als ihn eine harte Faust am Hemd packte.

«Stehengeblieben, Kerl!»

Casimir wand sich, doch der andere, der ihn hatte, der war stark, zu seinem Pech sogar sehr stark. Und um die Ecke kam bereits schimpfend und bimmelnd der Bestohlene gelaufen. Casimir hörte auf zu zappeln und ergab sich in die feste Umklammerung und sein Schicksal.

«Ah!», rief der Würstchenmann. «Da hat der Allmächtige seine Augen wahrhaftig am rechten Ort gehabt.»

Casimir bemerkte nun die lange Hellebarde in der anderen Hand seines Peinigers und stöhnte frustriert auf: Ausgerechnet einem Nachtwächter war er in die Hände gelaufen!

«Gut gemacht, Wichmann, wirklich gut gemacht!»

Das derbe Gesicht des Mannes, welches eben noch voller Ärger gewesen war, schien auf einmal heller zu leuchten als die Laterne. Die lag zwar am Boden, verbreitete ihr Licht aber nach wie vor. «Wen haben wir denn da, Meister Katzmann?» Seine Stimme klang unterwürfig.

«Einen Dieb», erklärte der Bestohlene, «welcher mir die Wurst zwar nicht aus dem Mund geraubt, aber unmittelbar aus der Hand gerissen hat. Locht ihn ein.»

Und bei diesen Worten griff er mit spitzen Fingern nach den beiden immer noch warmen Würststücken, die Casimir nach wie vor fest umklammert hielt, ließ diese wieder los, schlug dem Jungen leicht auf die Hand, und nahm daraufhin das Diebesgut in Empfang.

Dann hielt der mit ›Katzmann‹ bezeichnete dem Nachtwächter Wichmann die duftenden Stücke dicht vor die Nase, damit diesem auch kein Zweifel an Wahrhaftigkeit und Umfang des Diebstahles bliebe. «Das *Corpus Delicti*», sagte er, wobei es erneut bimmelte. «Locht ihn ein!»

«Nur einer halben Wurst wegen, Meister Katzmann?»

«Zwei halbe Würste, Wichmann, das macht dann schon eine Ganze. Einlochen, auf der Stelle einlochen!»

«Natürlich, Meister Katzmann», sagte er ergeben und dann strenger: «Dann komm mal mit mir, Bürschchen.»

Casimir war den Tränen nah, aber der Nachtwächter nahm ihn am Kragen und schleppte ihn ab, in der anderen Hand die Laterne. Die Hellebarde hatte er zuvor an eine Hauswand gelehnt.

Die beiden ließen Katzmann und seine Würstchen zurück und entfernten sich immer weiter von dem großen Platz. Die Straße, die sie entlanggingen, war erstaunlich breit und von unterschiedlich großen Häusern gesäumt, aber sie war auch mit Dreck und Unrat überladen, durch den sich tiefe Fahrspuren zogen. Hin und wieder drang ein unruhiger Lichtschein zwischen geschlossenen Fensterläden hervor, sonst war alles dunkel. Einzig Wichmanns Laterne verbreitete ein tröstliches Licht.

Der Nachtwächter schnaubte: «Junge, ausgerechnet den Katzmann! Entweder bist du besonders mutig oder saudumm.»

Casimir schwieg, leckte sich jedoch seiner Angst zum Trotz die Finger ab, schmeckte die würzige Wurst und verfluchte still sein Pech.

Nach einigen hundert Metern ragte vor ihnen aus der Dämmerung ein gewaltiger Schatten auf. Casimir erkannte den großen Turm, den er schon oft aus der Ferne gesehen hatte.

Der Turm war dicker und höher als alle anderen, die es in der Stadt und um sie herum gab. Wie eine Felswand überragte er die Mauer um weit mehr als das Doppelte. Eine

steinerne Treppe führte nach oben, kehrte sich dann um und verschwand in der Dunkelheit.

«JOBST!», bellte Wichmann am Fuß der Treppe. «JOBST! KOMM RUNTER!»

Von oben war das Schleifen einer Tür zu vernehmen, kurz darauf kam von der Höhe der dunklen Treppe ein Schatten herab. «Wichmann?»

«Nachschub fürs Loch, mein Guter», rief der Nachtwächter und wartete, bis der andere vor ihnen stand.

«Was hat er ausgefressen?» Jobst war ähnlich gekleidet wie Wichmann, ein dickes Wams und hohe Stiefel. An seinem breiten Gürtel hing ein Schlüsselring.

«Gefressen hat er nichts, schätze ich. Wollte aber. Hat dem Katzmann die Wurst geklaut.»

«Dem Katzmann? Du machst einen Scherz!» Er nahm dem Nachtwächter die Laterne aus der Hand und hielt sie Casimir vors Gesicht. «Das ist ja fast noch ein Kind. Hat den Katzmann bestohlen? *Den* Katzmann?»

«Aus der Hand, ich sag es dir.»

Jobst lachte. «Wie dumm kann man eigentlich sein! – Junge, warum bist du nicht einfach zu den Franziskanern gegangen, wenn du Hunger hast?»

Casimir schwieg eingeschüchtert und verdattert zugleich. Natürlich gab es ein Kloster in Frideslar, und ganz sicher hätte er dort auch einen Platz für die Nacht bekommen!

«Ist gewiss ein Hessenländer», stimmte Wichmann ihm zu. «Die haben's alle nicht so mit der Gescheitheit.»

«Schon. Aber ist *das* nicht ein bisschen übertrieben?» Jobst zeigte mit dem Daumen hinter sich.

«Befehl von Katzmann.»

Jobst hob die Schultern. «Dann mal herein mit ihm. – Nach ihnen, gnädiger Herr.» Er machte eine einladende Geste zum großen Turm hin, deutete sogar eine Verbeugung an.

Wichmann machte nicht so viel Federlesen, sondern stieß Casimir an dem Wachmann vorbei auf die Treppe. Und der

hatte gar keine andere Wahl, sondern stieg Stufe um Stufe nach oben. Dabei hielt er sich dicht an der Wand, denn ein Geländer gab es nicht. Schließlich stand er vor einer offenen Tür aus dicken Holzbohlen.

«Nur noch ein kleines Stückchen, junger Herr», säuselte Jobst wieder, der sich an Wichmann vorbeigedrängt hatte. Er schob Casimir an der Holztür vorbei in eine tiefe Bucht. In dem Raum dahinter brannte eine Fackel in einem Wandhalter. In einer Ecke auf dem Boden lag Stroh, außerdem eine Decke. Eine hölzerne Stiege führte weiter nach oben.

Und es roch herinnen überhaupt nicht gut. Casimir konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, in diesem Gestank zu schlafen.

Musste er aber auch nicht.

Denn das war nicht das Gefängnis, das auf ihn wartete.

In der Mitte des Raumes klaffte ein großes Loch im Holzboden. Ein Seil mit einer Schlinge baumelte darüber, das an der hohen Decke durch einen Eisenhaken lief.

«Tritt in die Schlinge, Junge.»

«Was?» Casimir glaubte, sich verhöhnt zu haben.

«In die Schlinge», wiederholte Jobst übertrieben freundlich, «tritt hinein. Und halt dich gut fest.»

«Was glauben die nur immer?», fragte Wichmann belustigt. «Dass sie hier oben schlafen dürfen? Ist hier ja beinahe bequemer als bei mir daheim.»

«Aber ich ...» Casimir verstummte. Setzte noch einmal an. «Ich ...»

«Hör zu, Junge», sagte Jobst mit sanfter Stimme. «Entweder du trittst in die Schlinge und wir lassen dich hinunter oder ...»

«Oder?» Casimir ahnte, dass Jobstens Innehalten für eben diese Frage gedacht war.

«Oder du fliegst hinunter.»

Casimir trat in die Schlinge, hielt sich fest, und die beiden Kerle griffen nach dem Seil.

«Wie heißt du, Junge?», wollte Jobst wissen.

«Casi-», er brach ab und schluckte. «Casimir.»

«Von wo?»

«Von Holzheim.»

Casimir beobachtete bang, wie sich die beiden im Schein der Fackeln ansahen. «Armes Schwein», sagte Jobst, und Wichmann nickte.

Und dann ließen sie ihn hinab. Das Loch hatte in etwa den Durchmesser eines Fasses.

«Holzheimer!», rief ihm Wichmann hinterher. «Wenn du noch Hunger hast, wo du doch um deine Wurst gekommen bist, dann schnapp dir 'ne Ratte. Die mit dem längsten Schwanz ist da unten der Bürgermeister.» Der Kerl lachte wiehernd, während Casimir Jobst entgegen hörte: «Du und deine blöden Späße! Der hat doch schon längst die Hosen voll. Ausgerechnet aus Holzheim. Was für ein armes Schwein!»

Casimir hatte die Hosen zwar nicht voll, war aber auch nicht weit davon weg, als er in vollkommener Dunkelheit versank. Wichmanns Laterne und Jobstens Fackel warfen anfänglich Schatten auf die Steinwände, dann nahm das Licht immer mehr ab, und Casimir hing im Nirgendwo. Kaum dass er die Hand vor Augen hätte sehen können, sofern er sich getraut hätte, das Seil loszulassen.

Es ging sehr tief hinab. Als seine Füße endlich den Boden berührten, hielt er das Seil weiterhin fest umklammert.

«Lass es los», rief Jobst von oben.

Casimir dachte nicht daran.

«Lass das verdammte Seil los, Junge!»

Nie in seinem ganzen Leben hatte Casimir sich so ungern von einem Gegenstand getrennt. Er ließ das Seil fahren, und es verschwand schnell in dem unerreichbaren Loch über ihm, in dem ein trübes, aber verheißungsvolles Licht flackerte.

Mit einmal war die Welt weg, ganz weit weg.

Wechseljahre (1529)

Rücket heran, Ihr liebwerten Leute, rücket nur immer heran. Lasset uns beisammenhocken und einander warmhalten, wo's dort draußen doch gar zu ungemütlich ist.

Was ist das aber auch für ein elender Sommer, nicht wahr? Es ist, als habe der Herbst schon Einzug gehalten in die hessischen Lande. Dabei ist gerade erst die Ernte in die Scheuer gebracht.

Sei's drum, Ihr Leute, machen wir das Beste daraus, nicht wahr?

Den Dreck der Straße hatte auch ich schon dick und klumpig unter meinen durchgelaufenen Sohlen, da kam ich durch dies liebliche Örtchen geschritten, und da dachte ich bei mir: Warum verhältst Du nicht ein kleinwinziges Weilchen in jenem heimeligen Wirtshause und bringest den guten Menschen darinnen näher, was in der Welt dort draußen so alles vor sich geht?

Denn dort, Ihr Leute, geht so einiges vor sich, oho, so einiges!

Drum dacht ich sodann: Schau einmal, ob es hier den einen gibt oder auch den anderen, welcher meine Kunde zu schätzen weiß ...

Was meint Ihr, mein Herr? Ich denk Euch zu viel? Nun bin ich eben ein Denker, und zwar kein geringer. Mitunter sind meine Gedanken so scharf, dass ich mittels ihrer – wozu Ihr ein gutes Messer bräuchtet – eine Wurst in Scheiben teilen könnte ...

Ach, da wir gerade davon sprechen: Ein Würstchen, ein kleines, bescheidenes Würstchen, das wäre mir in der Tat eine Freude. Wenn es nämlich herinnen den einen gäbe oder den anderen, der auf Neues sehr erpicht und bereit ist,

mir dafür das ein oder andere Bierchen zu kredenzen nebst einer kleinen, einer winzigkleinen Mahlzeit, hm?

Besagte Wurst wäre herrlich, doch so ein kleines Nierchen, Ihr edelmütigen, Ihr großherzigen Leute, ein winzigkleines Nierchen – das wäre mir beinah noch lieber.

Oder auch ein Stückchen von der Leber, gar nicht zu groß, nur gerade so wie mein Handteller.

Was kann ich schon dafür, dass ich so große Hände habe?

Zur Not indes tut's auch das Würstchen.

Denn steht es so nicht geschrieben: Dass ...

Nein, mein Herr, von Nierchen oder Leberstückchen steht natürlich nichts geschrieben, da stimmt wohl, aber so lasset mich doch ausreden.

Dass Herzensgüte Euch dereinst das Himmelreich eröffnen wird!

Das steht nämlich geschrieben.

Da frommt es sich, nicht zu geizen, Ihr Leute, die Ihr am hellen Tage herinnen sitzt, während die besser Hälfte des Ortes noch auf den Feldern schuftet, nicht wahr?

Entschuldigt, natürlich habet Ihr Euren Teil längst getan, gewiss habet Ihr das. Die Ernte ist eingebracht, alle Gebete sind gesprochen und Ihr könnt nach Belieben herumtrödeln.

Und den Rest erledigen Eure Weiber.

Dafür sind sie nützlich, nicht wahr?

Soso, der Herr hat zu deren Nutzen noch einen ganz anderen Gedanken? – Unter uns, Bruder, Du siehst auch nicht so aus, als hättest Du jemals einen anderen Gedanken gehabt als diesen. Geschweige denn einen, welcher sich mit der Welt um Dich herum beschäftigt.

Drum will ich Dir von ihr erzählen, von der übrigen Welt, und zwar *sine ira et studio*, wie wir Lateiner sagen, zur Gänze frei von Zorn und Eifer, ohne Vorurteile und Leidenschaften.

Denn wisset, Ihr Leute, mit einem Mal ist sie, die Welt, nicht mehr so, wie sie einstens war.

Als Ihr und ich jung gewesen, da schien doch alles viel weniger verworren, meint Ihr nicht auch?

Alle hatten wir das gleiche Leben, alle hatten wir den gleichen Glauben, und alle pflegten wir die gleichen Bräuche.

Mit einem Male ist das anders: Die einen glauben nun auf diese Weise, die anderen auf jene.

Wer soll da noch den Überblick behalten?

Auf einmal *drucken* sie Bücher, anstatt sie mühselig und langwierig in den Klöstern zu kopieren.

Wohl jeder Unsinn, wenn er nur erst gedruckt ist – plötzlich wird er zur Wahrheit.

Und auf einmal ist die Welt, Ihr Ahnungslosen, gar nicht mehr der Mittelpunkt des Ganzen, wusstet Ihr das?

Denn sie behaupten heutigentags, die Sonne sei es, um die sich alles dreht

Oh doch, meine Dame, das sagen sie! Jetzt fällt doch nicht gleich in Ohnmacht ... Gewiss habt Ihr Recht, gute Frau: Auf den Scheiterhaufen gehören sie damit!

Längst wird auch geschossen, anstatt gefochten, und Ritter findet man höchstens noch in kleinen Burgen im Nirgendwo und von aller Welt vergessen. Stattdessen ziehen Landsknechte durch alle Dörfer, zeigen ihren protzigen Hosenlatz vor, um Eure Mädchen zu verführen und kennen weder Achtung noch Ehre.

Ich weiß, Ihr armen Dorfköpfe, Ihr glaubet vielleicht, das könne Euch nicht kratzen.

Täuscht Euch da nur nicht, denn die Welt rückt plötzlich näher, rückt sehr viel näher ...

Ach, erzähl mir nichts, Bruder, *Du* kennst ganz bestimmt nicht viel von der Welt. Höchstens, dass Du einmal in Frideslar gewesen bist, wohin Du kaum ein Stündchen laufen musst.

Hast dort dann wahrscheinlich offenen Mundes gestaunt und gedacht: Das ist sie nun, das ist die große, die weite Welt.

Doch lasst Euch gesagt sein: Frideslar ist nicht mehr als ein Rattenschiss.

Wenn jedoch Frideslar nur ein Rattenschiss ist, was ist dann erst Euer Kuhkaff? Das Staubkorn auf dem getrockneten Rattenköttel?

Bei dieser Gelegenheit: Wie nennt sich doch gleich Euer Staubkorn?

Ah ja ... Die Zierde des Hessenlandes und der Nabel der Welt, nicht wahr?

Ein Staubkorn, wie gesagt.

Doch ich, Ihr Leute, ich war wirklich dort, wo alles bewegt und alles entschieden wird.

Wie? Nein, nicht zuletzt, sondern bereits davor. *Zuletzt* war ich in Frideslar, meine Dame, gerade erst war ich in der Stadt der Türme und Mauern, der Kaufleute und Chorherren, der Badehäuser und Bordelle, der Scheinheiligkeit und des Lasters.

Und lasst Euch gesagt sein, ich habe schon Besseres gesehen!

Morgenspaziergang (1574)

Am Straßenrand liegt ein toter Vogel im Dreck. Er ist ganz klein, ein wenig rosa, völlig nackt. Ich frage mich, was für ein Vogel das wohl ist und wie er zu Tode gekommen sein mag. Zwanzig Schritte entfernt finde ich möglicherweise den Ort seines Nestes: den Apfelbaum am Henkershaus. Er leuchtet in reinem Weiß, was zu diesem Haus nicht recht passen will.

Um es hinter mir zu lassen, gehe ich schnell weiter, denn es ist kein guter Ort, für mich schon gar nicht. Vor allem habe ich aber Wichtigeres zu tun, als Löcher in die Luft zu starren und dem Morgengeplapper der Vögel zu lauschen, welches vielleicht vom Schicksal des Verstorbenen handelt.

Ein Stück weiter kommt mir eine Handvoll Burschen entgegen. Ihre Blicke sind wild und ihre Reden laut. Einige von ihnen sind kräftige Lehrburschen, vielleicht Zimmerleute oder Steinmetze.

Ich mache zwei Schritte nach rechts, um die Bande vorüberzulassen.

Sie scheint mir in der Stimmung zu sein, sich mit jedem anzulegen, den sie außerhalb des Marktes antrifft. Der Marktplatz selbst ist allerdings dieser Tage der Bereich der Mainzer Reisigen, da kann die Bande nicht viel holen. Mit den Mainzern ist noch viel weniger gut Kirschen essen als mit diesen da. Manche der Lehrburschen sind aber solche, die immer und überall für Ärger sorgen und sich vielleicht gerade im Angesicht der Mainzer in der Stadt besonders beweisen wollen. Womöglich hoffen sie darauf, in erzbischöfliche Dienste genommen zu werden, und wollen deswegen einen aus ihrer Gruppe dazu verleiten, den Henkersgarten zu betreten und etwas anzustellen.

Am verheißungsvollsten in dem kleinen Garten ist stets der große Apfelbaum gewesen. Im Spätsommer wachsen Jahr für Jahr süße Äpfel daran, die der Henker heftig verteidigt, beinah noch mehr als seinen guten Leumund – von dem er ohnehin als Einziger überzeugt ist. Ich mag Johannes Möller nicht. Wenn ich mit ihm zu tun habe, dann immer aus dem Grund, weil es einen meiner Klienten eine Hand oder einen Fuß oder gar das Leben kostet.

Sein nächstes Opfer wird Knick Kunze sein, den ich leider Gottes ebenfalls vertrete.

Wie oft hatte ich in jüngeren Jahren selbst den Kampf gegen den Henker um seine Äpfel ausgetragen? Schon immer hatte es geheißsen, dies sei die allerbeste Gelegenheit, den eigenen Mut zu beweisen.

Soweit ich weiß, haben alle, die es versucht haben – und das waren nicht wenige –, den Kampf verloren. Johannes Möller ist ein findiger, aber auch ein gnadenloser Mann, nicht anders als sein gleichnamiger Vater es war. Gemeinsam waren ihnen auch ihre ganz eigenen Vorstellungen von Gerechtigkeit sowie die vielen Mittel, um jemandem wehzutun, ohne dass sichtbare Spuren geblieben wären.

Manchentags, wenn er grau und trüb ist, bilde ich mir ein, das Ziehen in meinen Schultern immer noch zu spüren, die mir der alte Möller damals fast ausgerenkt hat. Dass ich mich unter seinem harten Griff bepisst habe, habe ich keinem Menschen jemals erzählt, auch nicht, dass ich danach noch wochenlang unter Schmerzen gelitten hatte.

Als die Lehrburschen vorüber sind, gehe ich gemächlich weiter in Richtung des Marktes. Mäandernd suche ich meinen Weg zwischen Pferdeäpfeln und Ochsenfladen, Hundescheiße und Gänsekot.

Nach einem kurzen Stück Weges pilgert ein Mann mittleren Alters in einem ungefärbten Leinenhemd durch mein Sichtfeld. Ich kenne ihn, habe Volprecht Lohne aber schon länger nicht mehr gesehen. Frech, wie er ist, blickt er mich

gerade lange genug an, um mich zu einem halblauten «Morgen» hinzureißen. Die zweite Silbe verfliegt aber im Sonnenschein.

Ich weiß, er läuft durch die Stadt, weil er auf der Suche ist. Unlängst starb sein Weib, jetzt sucht er ein neues, am besten eine Witwe, die von ihrem Mann schlecht behandelt worden ist. Da kann er nämlich glänzen, weil er sich selbst für freundlich hält.

In meinen Augen ist er das nicht, überhaupt nicht. Seine Schulden bei mir hat er auch noch nicht bezahlt, allerdings bin ich gerade nicht in der Stimmung, ihn daran zu erinnern.

Ich denke, er wird bei seiner Suche irgendwann Erfolg haben, zumal ihn das Aussehen nicht kümmert: Junge Mädchen, hat er mir einmal erzählt, seien hübsch anzusehen, weil sie sich Mühe gäben mit ihren Haaren und allem, aber nur für wenige Jahre – dann sei das auch schon wieder vorbei, weil sie schaffen müssten wie ein Kutscher und die hübschen Haare verschwänden unter einer Haube.

Dieser Tage gibt es die ein oder andere Witwe in der Stadt, bei der Lohne Erfolg haben könnte – wenn die Frauen sich nur erst wieder auf die Straße trauen.

Das wird aber nicht geschehen, bevor der Erzbischof wieder fort ist. Seit Daniel Brendel von Homburg gekommen ist, ist nämlich die ganze Stadt bis zum Bersten voll mit seinen Leuten, und in ihr summt und brummt es wie in einem Bienenstock.

Ganze drei Wochen hat unser Stadtherr gebraucht, um das Land von Mainz bis nach Frideslar mit seinem Tross zu durchqueren. Ein reitender Bote hätte die Strecke in drei, höchstens vier Tagen geschafft, eine gewöhnliche Kutsche in sieben oder acht.

Was ist das aber für ein Bild gewesen, als der Erzbischof, Kurfürst und Erzkanzler mit seinen dreihundert Reisigen und seinem endlosen Gefolge nachmittags um fünf bei allerschönstem Wetter durch das Münstertor gezogen kam!

Dahinter standen all unsere Bürgermeister aufgereiht wie die Hühner auf der Stange, voran die beiden Amtierenden Hermann Günst und Werner Cassel im schwarzen Sonntagsstaat mit kurzen Mänteln und breiten Halskrausen, daneben die beiden anderen. Und alle vier mehr oder weniger heimlich so evangelisch, dass unser Stadtherr sich gewiss wieder umgedreht hätte, wenn er es nur geahnt hätte! Der Amtmann Curt von Rodehaus und der Schultheiß Conradt Vernalick, beide von weniger zweifelhafter Gesinnung, ritten dem Erzbischof entgegen und begrüßten ihn überaus höflich.

Im Weiteren folgten dann zu beiden Seiten der Straße bis hinauf zum Marktplatz alle Schöffen und Ratsherren der Stadt sowie deren bessere Bürger. Artig säumten sie in ihren Trachten und Harnischen die von allem Dreck und Unrat befreiten Wege, während der Erzbischof sich wieder gefragt haben mag, ob überhaupt einer derjenigen, die da höflich das Barett vor ihm ziehen, im Herzen seines Glaubens ist. Ich denke, es werden nicht viele gewesen sein.

Schließlich hatten es sich sogar die Stiftsherren nicht nehmen lassen, in Reih und Glied ihr geistliches Oberhaupt zu ehren.

Ein jeder dieser Würdenträger, die den Erzbischof so scheinbar freundlich und demutsvoll empfangen haben, wird aufatmen, wenn er erst wieder fort ist. Daniel Brendel von Homburg ist nämlich ein fordernder Mann, der seine katholische Gesinnung vor sich herträgt wie einen Wappenschild. Mit dem Erzbischof, dem anfangs so aufgeschlossenen, inzwischen aber eifrigstem Verteidiger des wahren Glaubens, den man sich denken kann, sind außerdem die Jesuiten nach Frideslar gekommen. Und das bedeutet, die Gegenreformation pocht auf den Religionsfrieden, wie er von den Mächtigen in Augsburg geschlossen wurde.

Der Landesherr darf seinen Untertanen die Religion nun nach Belieben diktieren. Die ersten Klatschmäuler glauben da schon zu wissen, dass nach den jahrelangen Verleum-

dungen der Stiftsherren bei ihrem geistlichen Oberhaupt nun alle evangelisch gesinnten Räte ausgetauscht werden.

Da schlägt sie also zurück, die Gegenreformation, und sie tut es ohne Erbarmen. Die evangelische Gemeinde bangt bereits, ob ihr etwa noch weitere Auflagen gemacht werden außer jener, ihre Gottesdienste außerhalb der Stadtmauern halten zu müssen, also in der Fraumünster- und der Hospitalskirche. Dass diese Gottesdienste außerdem vielfältigen Störungen unterliegen – etwa dem Verschließen der Stadttore, Schlägen gegen die Kirchenpforte oder gar Überfällen auf die Kirchgänger – nimmt da kaum Wunder. Man sollte auf der Hut sein, wenn man eine der beiden Kirchen aufsucht, und am besten in einer größeren Gruppe gehen. So habe ich es immer gehalten.

Teufelskind (1629)

Seiner hochwürdigsten Exzellenz Georg Friedrich von Greiffenclau zu Vollrads, Erzbischof zu Mainz und Churfürst des Heiligen Römischen Reichs, von seinem untertänigen Diener Wilhelm Matthäi, Pfarrer an der Sankt Nikolai-kirche zu Frideslar. In der aufrichtigen Hoffnung, es sei seiner wackeren Exzellenz ganz wohl zumute und umgebe ihn die Gnade des Herrn jetzt und immerdar.

Vergebt mir, geliebte Exzellenz, wenn ich mit Nichtigkeiten Eure hochgeschätzte Aufmerksamkeit erheische. Jedoch gehen hier am Ort gar seltsame Dinge vor sich, die Euch zu berichten mir allerdringlichstes Anliegen ist.

Am Tag nach Johannis, dem 25sten Iunius, suchte mich ein Mann in meiner Pfarrstube auf, der auf den Namen Paul Kistner hört. Dieser Kistner ist ein kleiner Mann mit verhärmten Gesichtszügen, der, sofern ich die Zeichen richtig deute, an einem Nierenstein von beachtlicher Größe leidet. Zwar suchte er daselbst das Gespräch mit mir als Geistlicher seines Kirchspiels, jedoch entstand geschwind der Eindruck, er hätte sehr viel lieber mit der Tischplatte gesprochen als mit mir. Ehrwürdige Exzellenz verstehen ganz gewiss, was ich meine. In jedem Fall brauchte es einiges an Zeit und Einfühlungsvermögen, ehe ich die ganze Geschichte aus ihm herausbekam, um derentwillen er mich aufsuchte.

Dabei handelt es sich um seine Tochter Gela, ein Mädchen von gerade einmal elf Jahren. Es ist dies, wie Eure Exzellenz natürlich wissen, kein einfaches Alter, noch halb ein Kind und doch halb schon erwachsen. Noch ahnungslos, aber bereits ahnend, voller Unsicherheit und Hochmut,

kurz, eine uns allen bekannte Übergangszeit, die geradezu ein Einfallstor für allerlei unguete Gedanken und Gefühle darstellt.

Es sticht indes der Fall dieses Mädchens aus dem Üblichen noch heraus, denn das junge Ding bezichtigt sich selbst, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen zu haben. Unmittelbar nach dieser Übereinkunft sei sie von ihm mit hexischen Kräften ausgestattet worden.

Nachdem ich meinen allerersten Schrecken überwunden hatte, versuchte ich, dem Sachverhalt mit vielerlei geschickten Fragen auf den Grund zu gehen. Aufgrund der begrenzten Möglichkeiten des Vaters erwies sich das Ergebnis leider als wenig bemerkenswert.

Daraufhin habe ich mir von dem Manne das Mädchen selbst vorführen lassen. Ich gestehe, ehrwürdige Exzellenz, ich hegte die Erwartung, diese Sache mit den rechten und einfühlsamen Worten schnell abtun zu können.

Das Mädchen ist so abgemagert, dass man augenblicklich ein Mitleid mit ihm fühlt, zudem wirkte es alles andere als zutraulich und sah mir ebenso wenig in die Augen, wie der Vater es tat. Alsdann hielt ich dem Kind eine Predigt, welche ihm seine große Sünde vor Augen führen sollte, ist es doch nicht die rechte Zeit, um sich die allgemeine Hexenangst, die in weitesten Teilen der Bevölkerung umgeht, zunutze zu machen.

Jedoch meine Worte trafen offenbar nicht den Kern der Sache, denn am Ende rückte das Mädchen kein Jota von seiner Erklärung ab: Es sei eine Hexe und wende schwarzmagische Praktiken an. Unter anderem habe es die Kuh der Nachbarin verhext, woraufhin diese keine Milch mehr gegeben habe, und einem zweiten Nachbarn habe es einen schlimmen Fuß angehext, weshalb dieser ein schlimmes Hinken entwickelte.

Ihr könnt Euch meine Verwunderung denken, ehrwürdigste Exzellenz, ob so viel Beharrlichkeit. Dem Vater erlegte ich nun auf, das Kind fürderhin Tag und Nacht nicht

mehr aus den Augen zu lassen, während ich mir von geschätzter und geliebter Exzellenz daselbst weiteren Rat erhoffe.

In der aufrichtigen Hoffnung, dass die Gnade des Herrn Euch zuteilwird immerdar, verbleibe ich Euer untertänigster Diener an der Sankt Nikolaikirche zu Frideslar.